



Beschriebene Objekte
Schriftlichkeit, Materialität
und Performativität in
Goethes Sammlungen

Gudrun Püschel



GUDRUN PÜSCHEL

Beschriebene Objekte

Schriftlichkeit, Materialität
und Performativität in
Goethes Sammlungen

Inhalt

7	I. Einleitung	45	III. Beschriebene Objekte
8	Die Objekte	55	Das Karlsbader Glas
12	Im Gespräch mit den Dingen	80	Die Favorite
16	Objektbeispiele	89	Ein Paar Damenhandschuhe
18	Schriftlichkeit	107	Das Seidenband
22	Materialität	119	Gesammelte Erinnerungen
24	Performativität	133	Das Kinderschreibzeug
28	Positionierung und Forschungsstand	150	Die Schreibzeug-Rolle
		162	Das Reiseschreibzeug »Souvenir«
31	II. Material und Methoden	171	IV. Schluss
32	Einleitung		
34	Objekte, Dinge, Gegenstände – Terminologie	177	V. Anhang
38	Museale Objekte und Versuche ihrer Kategorisierung	178	Abbildungsnachweis
41	Die Datenbank	179	Siglen, Abkürzungen und Online-Ressourcen
		180	Literatur
		190	Dank
		192	Impressum

Die Objekte

»Der schönste Schmuck bleibt stets der Musselin.«¹ Gedruckt in lateinischen Lettern steht dieser Ausspruch auf einem goldgelben Seidenband, das unter der Signatur GSA 29/550, I im Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar aufbewahrt wird. Ein:e Goethe-Forscher:in denkt bei diesen Worten wahrscheinlich an den beinahe identisch lautenden Vers im *Buch Suleika* des *West-östlichen Divan*, eine:n Textilrestaurator:in interessiert hingegen das empfindliche Gewebe, ein:e Archivar:in sucht das Band sinnfällig in die Sammlungssystematik einzuordnen, während ein:e Museolog:in vielleicht die Wirkung des Objekts in einer Ausstellungsvitrine antizipiert.² Nach der »Sprache« dieses Objekts gefragt, stünden je nach Perspektive der Betrachtenden der Referenztext *Divan*, die Materialesemantik, die Überlieferungsgeschichte oder die historische Kontextualisierung im Fokus. Vertreter:innen der Konsumforschung, Editionsphilologie und Kulturgeschichte könnten das Spektrum mit eigenen Betrachtungsweisen erweitern. Mit Lorraine Daston ließe sich sagen, dass das Schmuckband »talkative« ist.³ Es gehört zu jenen speziellen Objekten, »that made each of us want to talk about how these particular things talk to us. They are objects of fascination, association, and endless consideration«.⁴ Dieses spezielle Seidenband ist gesprächig, indem seine materielle Struktur, der aufgedruckte Text sowie seine Provenienz und Präsenz nicht nur unterschiedliche Reize auslösen und Assoziationen wecken können, sondern gleichermaßen eine Vielzahl an Deutungsmöglichkeiten bieten. Es fordert die Auseinandersetzung mit ihm heraus, wir möchten über diese Wirkungen sprechen oder schreiben und werden unsererseits gesprächig.

Diese Arbeit geht der Frage nach, »wie Dinge zur Sprache kommen«.⁵ Wie vermitteln bestimmte Objekte⁶ ihre Bedeutung, ihre Situierung in Zeit und Raum, ihre Relationen? Welcher Narrative bedienen sie sich dabei? Mit welchen Mitteln affizieren sie ihre Um-

welt und wie gelangen sie zu dieser Handlungsmacht, die auch eine Sprachmächtigkeit ist? Während Günter Oesterle in Bezug auf Souvenirs der Frage nachgeht, was in den Dingen steckt,⁷ lautet hier die Fragestellung: Wie wird es implementiert und vor allem wieder geäußert? Dabei ist nicht jedes Objekt gleichermaßen »talkative«: So kann ein seriell hergestelltes Massenprodukt während seiner Lebensdauer zu einem individuellen Objekt mit einer ganz eigenen Geschichte werden, gleichzeitig läuft ein einzigartiger Gegenstand möglicherweise Gefahr, seine Sprachfähigkeit im Verlauf der Zeit zumindest partiell zu verlieren. Je nach Form, Material und Funktion, Einbindung in (kulturelle) Praktiken oder Nichtgebrauch, exklusiver Zurichtung oder spurloser Serialität sind Objekte abhängig vom Kontext mal mehr mal weniger sprachfähige Akteure.

Als wesentlich für die Sprachmacht der untersuchten Objekte wird das Zusammenspiel von drei Faktoren identifiziert: Schriftlichkeit, Materialität und Performativität. Der Aufdruck des Seidenbands, sein Material sowie seine performativen Eigenschaften sind wechselseitig voneinander abhängig, sie bedingen einander auf vielfältige Weise und entfalten dadurch eine Sprache, die weit über den semantischen Gehalt der Textzeile hinausgeht. An den vorgestellten Objekten wird deutlich werden, wie Schrift und Schriftträger miteinander – manchmal auch gegeneinander – arbeiten und sich gegenseitig zu dominieren versuchen, wobei die gesprächigsten Objekte jene sind, in denen das Verhältnis ausgeglichen ist.

Im Zentrum der Arbeit stehen Objekte, die im Rahmen des vom BMBF geförderten Forschungsprojekts »Parerga und Paratexte – Wie Dinge zur Sprache kommen. Praktiken und Präsentationsformen in Goethes Sammlungen« untersucht wurden. Ausgehend von Johann Wolfgang von Goethes Idee, im »Gespräche mit den Dingen«⁸ Erkenntnisse zu gewinnen, fokussierte das für die vorliegende Untersuchung relevante Teilprojekt die schriftlich zugerichteten Varia in den Goethe-Beständen. Dabei bedeutet der Ausdruck »schriftlich zugerichtet«, dass diese Gegenstände in unterschiedlicher Weise beschriftet oder anderweitig mit Schrift verbunden sind. Unter »Varia« – ein Hilfsbegriff, den schon die Sekretäre Goethes bei der Inventarisierung gebrauchten – versteht man überwiegend solche Objekte, die zwar Teil des umfangreichen Nachlasses von Goethe und seiner Familie sind, jedoch keiner der zentralen Sammlungen – der grafischen, plastischen, naturwissenschaftlichen und geologischen – zugeordnet werden. Vielmehr sind es Dinge, die sich im Haus am Frauenplan in Weimar eher angesammelt haben, wobei

¹ Der Text der schrifttragenden Artefakte, die in dieser Arbeit untersucht werden, ist in der Mehrzahl der Fälle nicht historisch-kritisch ediert. Die Zitation erfolgt daher direkt von den Textträgern bzw. den Datenblatteinträgen und wird mit der Inventarnummer bzw. Signatur des Objekts belegt. Unklare Lesarten werden diskutiert. ² In der vorliegenden Untersuchung wird i. d. R. ein Doppelpunkt zwischen männlichen und weiblichen Artikeln sowie nach einer männlichen Bezeichnung oder dem Wortstamm und vor die weibliche Endung gesetzt, um der geschlechtlichen Vielfalt bei Personenbezeichnungen gerecht zu werden. ³ Daston 2004 a, S. 21. ⁴ Ebd., S. 11. Im Folgenden wird Dastons Begriff »talkative« mit »gesprächig« übersetzt. ⁵ Dies ist zugleich das Thema des im Rahmen des BMBF-Förderschwerpunktes

»Die Sprache der Objekte« durchgeführten Verbundprojekts »Parerga und Paratexte – Wie Dinge zur Sprache kommen. Praktiken und Präsentationsformen in Goethes Sammlungen« (Laufzeit 4/2015–3/2018). Beteiligt waren mit je einem Forschungsschwerpunkt die Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, die Universität Bielefeld, die Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg sowie die Klassik Stiftung Weimar, deren Bestände die Grundlage aller Untersuchungen bilden. ⁶ Da die Analyse sich in einem musealen Kontext bewegt, wird im Folgenden vorzugsweise von Objekten, Sammlungsstücken und Gegenständen gesprochen. Die Begriffsbestimmung sowie die verwendeten Termini und Methoden werden in Kapitel II dieser Arbeit diskutiert. ⁷ Oesterle 2006, S. 18 f. ⁸ FA II, 3, S. 67.

einige davon mit Bedacht aufbewahrt, andere jedoch einfach verstaut und vielleicht auch vergessen wurden. Darunter finden sich Objekte aus dem persönlichen Umfeld Goethes ebenso wie Freundschafts- und Liebesgaben, intime Souvenirs, auch Wertvolles aus dem Kunstgewerbe und aufwendige Handarbeiten. In den Blick gerieten zudem einige Objekte, deren Provenienz bis dato unklar ist oder die im Zuge der Musealisierung des goetheschen Nachlasses in diesen übernommen wurden. Dazu gehören auch einige der Gegenstände, die aus Wolfgang Maximilian von Goethes Nachlass stammen und durch eine Stiftung dem 1885 gegründeten Goethe-Nationalmuseum in Weimar zukamen.⁹

Alle Objekte zählen heute zu den Sammlungen der Klassik Stiftung Weimar und gehören überwiegend dem vielfältigen Bestand des Kunstgewerbes sowie dem schriftlichen Nachlass an; unter Letzterem wird zum Beispiel auch das eingangs genannte Seidenband archiviert, auf die Gründe wird später noch eingegangen. Einige dieser Sammlungsgegenstände haben durch Ausstellungen oder spezielle Forschungsinteressen bereits einen größeren Bekanntheitsgrad erlangt, andere wurden im Zuge der Recherche erst an die Oberfläche gespült. Trinkgläser, Handschuhe, Schreibzeuge, Untertassen, ein Seidenband und anderes mehr – sie unterscheiden sich in ihrer Herkunft und ihrem Gebrauch, waren funktionell oder von hohem ideellen Wert und werden heute an verschiedenen Orten unter spezifischen Bedingungen aufbewahrt. Gemeinsam ist den Objekten jedoch ein besonderes Verhältnis zu Schriftzeichen: Sie tragen Auf- und Inschriften, sind aufwendig schriftlich ausgeschmückt, offiziös ausgezeichnet oder beinahe unleserlich, geradezu klandestin markiert. In jeder Hinsicht variabel, macht sie das zu Varia im besten Sinne, zu Dingen, die sich nicht ohne Weiteres kategorisieren lassen und schon aufgrund dieser Widerständigkeit eine gewisse Sprachmacht entwickeln.

Bei der Auswahl der Objekte geht es weder darum, mit ihrer Hilfe einen weiteren Beitrag zur Exegese des Lebens und Schaffens Goethes und seiner Familie zu leisten, noch sollen im Sinne einer Aufmerksamkeitsökonomie vermeintlich marginalisierte Nebendinge aus dem persönlichen Nachlass in den Stand von Reliquien gehoben werden. Was die Sammlungen Goethes neben ihrer Vielfältigkeit für diese Arbeit so interessant und wertvoll macht, ist vielmehr die häufig äußerst dichte Überlieferungskette der Bestände. Neben den Aufzeichnungen Goethes, vor allem in seinen Tagebüchern und den Korrespondenzen, geben mehrere detaillierte Inventare Aufschluss, die direkt nach seinem Tod und in der Folgezeit angefertigt wurden. So lassen sich oft die Umstände rekonstruieren, unter denen ein Gegenstand Eingang in den Haushalt fand, ob und wie er sich darin integrierte und wo er zum Zeitpunkt von Goethes Tod aufbewahrt war. Daran anschließend sind die Schriftwechsel seiner Enkel und der Schwiegertochter Ottilie von Goethe untereinander sowie mit den Nachlassverwaltern hilfreich bei der Kontextualisierung der zum Teil komplexen Überlieferungssituation. Denn gerade die von Goethes Enkel Wolfgang Maximilian beschrifteten Gegenstände zeichnen sich durch vielsagende Biografien aus. Diese umfangreichen Dokumentationen sind essenzieller Bestandteil der Erschließung, dank ihnen werden die Prozesse und Strukturen sichtbar, in denen die Sammlungsstücke zur Sprache kommen. Sie geben

Hinweise auf die soziokulturellen Praktiken der Goethezeit, wie die des Sammelns und Schreibens, der Brief-, Geschenk- und Dingkultur. Solche Praktiken wiederum verhandeln explizit und indirekt Konzepte von Freundschaft, Liebe, Körperlichkeit, Erinnerung, Raum und Zeit, die den Objekten eingeschrieben werden und die sie wiedergeben.

Auch dort, wo die zeitgenössische Kontextualisierung eines Objekts prekär oder zum jetzigen Zeitpunkt nicht nachvollziehbar ist, mangelt es ihm nicht an Gesprächigkeit. Auch ohne pointierte Briefstelle oder wegweisenden Tagebucheintrag teilen sich die Objekte durch haptische, optische, olfaktorische oder auditive Eigenschaften mit. Nicht zuletzt sind sie nie einfach gegeben und demnach auch nie kontextlos:¹⁰ So gibt es zum einen immer eine räumliche Situierung, sei es als Einrichtungsgegenstand im historischen Wohnhaus Goethes, in der ständigen Ausstellung des Goethe-Nationalmuseums, im Zentralen Museumsdepot der Klassik Stiftung Weimar oder im Goethe- und Schiller-Archiv.¹¹ Zum anderen sind die Gegenstände ganz grundsätzlich museal gerahmt durch ihre Erfassung in der Museumsdatenbank. Jedes Objekt ist idealerweise durch ein Datenblatt dokumentiert und erhält als kleinste und gleichzeitig wichtigste museale Informationseinheit eine distinkte Inventarnummer, die es im Bestand verortet. Gezielten und konkreten Zugang zu den Objekten erhält nur, wer zumindest diese Nummer recherchiert hat.

⁹ Wolfgang Maximilian (1820–1883) war der zweite Enkelsohn Goethes. ¹⁰ Im Bewusstsein dessen, dass diese Behauptung philosophisch, epistemologisch oder phänomenologisch sehr unterschiedlich begründet werden würde, wird an dieser Stelle pragmatisch verkürzt angenommen, dass es grundsätzlich einen physischen Rahmen für das materiell Realisierte gibt. In diesem Sinne bieten Raum und Zeit immer einen Kontext für das Wahrnehmbare, so rudimentär er dem Subjekt auch erscheinen mag. ¹¹ Zur Museumslandschaft der Klassik Stiftung Weimar gehören zahlreiche weitere Liegenschaften und Räumlichkeiten, in denen Teile der Sammlungen ausgestellt oder aufbewahrt werden. Für die hier besprochenen Objekte sind jedoch nur die oben genannten relevant.

II.

Material und Methoden

Einleitung

Die Objekte dieser Untersuchung sind nie einfach gegeben oder dienen sich ihrer Erforschung an – im Gegenteil. Einige der Gegenstände lagern im Zentralen Museumsdepot der Klassik Stiftung Weimar, weitere befinden sich im Goethe- und Schiller-Archiv, andere wiederum sind im Goethe-Nationalmuseum in der Ausstellung *Lebensfluten – Tatensturm*¹ sowie im Goethe-Wohnhaus zu sehen. Anders als die intentional zusammengetragenen Stücke etwa der geologischen und grafischen Sammlung Goethes, bilden die hier besprochenen Souvenirs, Geschenke und Gelegenheitsgaben eher ein Sammelurium aus dem langen Leben Goethes sowie seiner Familie im Haus am Frauenplan. Sie gehörten seit jeher keiner systematischen Ordnung oder kunsthistorischen Gattung an, wurden weder von Goethe noch von anderen Familienmitgliedern erfasst, etikettiert oder in Sammlungsmappen und -möbeln abgelegt. Manche der Objekte waren in alltägliche oder besondere Handlungen eingebunden und wurden augenscheinlich mit Bedacht und Sorgfalt aufbewahrt, andere hingegen einfach verstaut und in einer der vielen Schreibschubladen vergessen. Sie waren Teil eines lebendigen Haushalts, wurden erst nach Goethes Tod inventarisiert und später musealisiert oder fanden nach einer Zwischenzeit als Besitz der Erben postum Eingang ins Goethe-Nationalmuseum.

Ihr Alleinstellungsmerkmal ist dabei nicht die im weitesten Sinne goethesche Provenienz, sondern überhaupt die Tatsache ihrer Überlieferung. Von Gottfried Herder, Friedrich Schiller und Christoph Martin Wieland, deren Wirkungskreise und Wohnsitze ebenfalls in Weimar beziehungsweise in der nächsten Umgebung lagen und deren Bekanntheit jener von Goethe nicht nachstand, sind nur wenige Einzelstücke des Haushalts beziehungsweise persönliche Gegenstände erhalten.² Des Weiteren zeichnen sich viele der Objekte durch eine relativ klare Provenienz aus, indem sie in Briefen erwähnt werden, im Nachlassinventar gelistet sind oder dank einer Beschriftung über sich selbst Auskunft geben. Neben den Objekten selbst sind es diese konkreten Möglichkeiten ihrer Kontextualisierung, die Aufschluss geben über ihre Einbettung in Prozesse und Praktiken.

Die Schwierigkeit, aber auch das Reizvolle dieser Varia liegt in eben jener Variabilität begründet, in der Vielfalt der Materialien, Funktionen und schriftlichen Zurichtungen. Diese provozieren einen ständigen Perspektivenwechsel und erfordern unterschiedliches Expert:innenwissen, weshalb ihre Sprache sich leichter mit einem transdisziplinären Ansatz verstehen lässt. Der literaturwissenschaftliche Ausgangspunkt dieser Arbeit ist der Grund für das besondere Augenmerk, das auf den schriftlichen Merkmalen

der ausgewählten Objekte liegt. Für eine ganzheitliche Betrachtung und Analyse des Zusammenspiels der ästhetischen Qualitäten der Gegenstände, zu denen ebenso die Schriftlichkeit gehört, sind jedoch das Kollektivwissen der Klassik Stiftung Weimar sowie ihre Infrastruktur grundlegend.

Die Mehrzahl der Untersuchungsgegenstände verteilt sich auf unterschiedliche Bestände innerhalb der Sammlungen der Klassik Stiftung Weimar und wurde in drei verschiedenen Datenbanken recherchiert: in der Museumsdatenbank, in der Datenbank des Goethe- und Schiller-Archivs sowie im OPAC der Anna Amalia Bibliothek, in der die Bücher aus Goethes Bibliothek einen eigenen Bestand bilden. Erst mit der eindeutig bestimmten Inventarnummer oder Signatur eines Objekts ließ sich dieses im Zentraldepot der Stiftung, in der Ausstellung, im Goethe-Wohnhaus oder im Goethe- und Schiller-Archiv ausfindig machen und in ein Umfeld verbringen, wo es untersucht werden konnte. In einigen Fällen wurde die Autorin von Kustod:innen der Klassik Stiftung Weimar auf bestimmte Objekte aufmerksam gemacht. Ohne deren langjährige Erfahrung und detaillierte Kenntnis ihrer Sammlungsbereiche hätten diese Objekte keinen Eingang in die Untersuchung gefunden. Auf einer banal erscheinenden, jedoch grundlegenden Ebene bestimmten demnach personelle, museumstechnische und -organisatorische Faktoren sowie die Qualität der Überlieferungsgeschichte über den erfolgreichen Zugang zu den Untersuchungsgegenständen, die Rechercheergebnisse sowie den Erkenntnisgewinn. Daran anschließend determinierten die eigene wissenschaftliche Perspektive und Positionierung in einem Forschungsumfeld die Objektauswahl. Die Vergegenwärtigung des historischen, institutionellen und personellen Komplexes, in den die Objekte eingebunden waren und bis heute sind, ist Teil des transdisziplinären Selbstverständnisses und epistemischen Prozesses dieser Arbeit.

Um den vorrangig benutzten Terminus ›Objekt‹ zu konkretisieren und konzeptuell einzuordnen, werden zunächst einige wichtige Forschungspositionen aufgezeigt, die sich zum Teil der gleichen Terminologie bedienen, jedoch Unterschiedliches meinen. Da es in erster Linie um die eigene, fachspezifische Begriffsbestimmung geht, wird auf eine detaillierte Begriffsgeschichte und erschöpfende Diskursanalyse verzichtet. Vielmehr werden Schlaglichter auf repräsentative Auseinandersetzungen der objektforschenden Wissenschaften mit ihrem Untersuchungsgegenstand geworfen und der weit ausgreifende Forschungsraum ausgelotet, in dem sich die Arbeit bewegt. Dieser wird im dritten Abschnitt wieder auf die museale Perspektive verengt und die Objekte in diesem speziellen Kontext verortet. Im vierten Abschnitt dann wird die Disposition der Untersuchungsgegenstände in der Museumsdatenbank der Klassik Stiftung Weimar betrachtet sowie die Korpusbildung erläutert.

¹ Die Ausstellung wurde 2012 als dauerhafte Präsentation eröffnet und beschäftigt sich mit dem Leben und Wirken Goethes im Kontext seiner Zeit. Vgl. Holler u. a. 2012. ² Dies gilt nicht für ihre schriftlichen Nachlässe, die im Goethe- und Schiller-Archiv verwahrt werden; als sogenannte Dichternachlässe betreut die Klassik Stiftung Weimar mehrheitlich die überlieferten Gegenstände.

Objekte, Dinge, Gegenstände – Terminologie

Bisher finden sich fächerübergreifend keine belastbaren Definitionen von Ding, Objekt, Gegenstand, Artefakt, Museale oder Realie, vielmehr werden die Begriffe zum Teil synonym verwendet und stehen unreflektiert nebeneinander. Es lassen sich jedoch Tendenzen erkennen: So sprechen etwa an materiellen Entitäten forschende Disziplinen wie die Archäologie, die Sozial- und Medienwissenschaften sowie die Konsumforschung eher vom ›Objekt‹, wenn es sich um einen konkreten, physisch vorliegenden Sachgegenstand handelt oder um die Reflexion von Subjekt-Objekt-Beziehungen.³ Hingegen scheinen Untersuchungen auf einer theoretischeren beziehungsweise philosophischeren Ebene den Ding-Begriff zu bevorzugen, desgleichen die Philologien häufiger von ›Dingen‹ sprechen, wenn sie Gegenstände aus der erzählenden Literatur oder Poesie meinen.⁴ Davon zu unterscheiden sind die von der Literaturtheorie so bezeichneten ›fiktiven Gegenstände‹, die jedoch alles fiktional Verhandelte umfassen.

Näher betrachtet lässt sich innerhalb der Fächer ein variierender Gebrauch von Bezeichnungen feststellen, der nicht immer nur der gezielten Vermeidung von Wortwiederholungen geschuldet ist. So bietet das *Oxford Handbook of Material Culture* keine weiterführenden Überlegungen zur Bezeichnung seiner Disziplin(en) und Untersuchungsgegenstände,⁵ während die Autor:innen des *Handbuchs Materielle Kultur* zumindest die Problematik der terminologischen Unschärfe ansprechen und eine einleitende Zuordnung versuchen. Laut dieser subsumiert der Oberbegriff ›Ding‹ sowohl Artefakte, das heißt von Menschen geschaffene Dinge, als auch sogenannte Naturafakte, also naturgegebene Dinge – eine Differenzierung, die ebenfalls diskutabel bleibt. Folgerichtig fragen die Autor:innen des Handbuchs, wo die Grenze zwischen Naturafakt und Artefakt zu ziehen wäre, und nennen als Beispiel einen Ast, der zwar natürlichen Ursprungs ist, zugleich aber als Werkzeug benutzt werden kann. Den Begriffen ›Objekt‹ und ›Gegen-

³ Vgl. beispielhaft: Habermas 1999, Hauser 2001, Bal 2002, Heesen 2002, Heesen 2006, Bohnenkamp 2008, Largier 2010, Detel 2011, Cordez 2015, Kreuz und Kienlin 2016, Herwig 2017, Hampf und Schwan 2017. Doch auch in diesen Fachrichtungen gibt es zahlreiche Ausnahmen wie etwa Balke u. a. 2011, Gößwald 2011, Funke 2013 oder Hermannstädter u. a. 2015. ⁴ Vgl. beispielhaft: Baudrillard 1991, Assmann 1995a, Foucault 1999, Soentgen 2002/03, Asendorf 2009, Borsò 2015, Wernli und Kling 2018. ⁵ Vgl. Hicks und Beaudry 2010. ⁶ Vgl. Hahn u. a. 2014, S. 2. ⁷ Thomas Schmuck argumentiert in seiner Arbeit, dass das natürliche Sammlungsobjekt stets einen Doppelcharakter besitzt: Ihm ist in jedem Zustand ein erkennt-

stand sei diese Unterscheidung nicht implizit, sie können demnach für alle Arten von Dingen gebraucht werden, ganz gleich ob natürlichen oder menschlichen Ursprungs.⁶

Im Rahmen des BMBF-Verbundprojekts ›Parerga und Paratexte – Wie Dinge zur Sprache kommen. Praktiken und Präsentationsformen in Goethes Sammlungen‹ wird die Unterscheidung in Natura- und Artefakte unter anderem an der geologischen Sammlung Goethes verhandelt. Vor dem Hintergrund der sammlungsspezifischen Rahmung von natürlichen Sammlungsstücken wie Steinen, Mineralien und Fossilien stellt sich ebenfalls die Frage nach dem Status der Objekte. Ob und wie werden diese Naturafakte durch das Auswählen, Etikettieren und systematische Einsortieren zu Artefakten? Denkbar wäre, dass bereits das Aufheben oder Herausarbeiten aus der Erde, also die Entscheidung für ein bestimmtes Naturobjekt, dieses zu einem Artefakt transformiert, da es aus seiner natürlichen Umgebung herausgenommen und als Gegenstand menschlichen Interesses von dieser Aufmerksamkeit gerahmt wird. Im Verlauf der Sammlungspraxis wird es in spezifische Behältnisse, Möbel und Architekturen systematisch eingebracht, mit einem Etikett oder anderweitigen Markierungen versehen sowie in Inventaren und Verzeichnissen katalogisiert. Das ehemals naturgebundene Ding wird zu einem epistemischen Objekt – es vollzieht demnach nicht nur einen Ortswechsel, sondern ändert auch seinen Status auf einer logischen Ebene der Betrachtung.⁷ Zu fragen bliebe, ob das derart artifiziell zugerichtete Objekt wieder zu einem Naturafakt würde, wenn man es in seine natürliche Umgebung rückführte.

In der englischsprachigen Literatur werden ›thing‹ und ›object‹ meist ebenfalls synonym verwendet, wobei Bill Brown in seiner *Thing Theory* einen starken Akzent zwischen die beiden Begriffe gesetzt hat:

As they circulate through our lives, we look *through* objects (to see what they disclose about history, society, nature, or culture – above all, what they disclose about us), but we only catch a glimpse of things. We look through objects because there are codes by which our interpretive attention makes them meaningful, because there is a discourse of objectivity that allows us to use them as facts. A *thing*, in contrast, can hardly function as window. We begin to confront the thingness of objects when they stop working for us: [...] The story of objects asserting themselves as things, then, is the story of a changed relation to the human subject and thus the story of how the thing really names less an object than a particular subject-object relation.⁸

nisttheoretischer Wert eigen, gleichsam beharrt es jedoch als zugerichtetes epistemisches Objekt auf seiner materiellen Naturgegebenheit. Vgl. Schmuck 2018. Die epistemischen Prozesse, die beim Präsentieren von Objekten initiiert werden und die Perzeption entscheidend beeinflussen, untersuchen auch Grave u. a. 2018. Diana Stört nimmt sich dezidiert der Sammlungsmöbel solcher Objekte an und arbeitet heraus, wie bewusst Goethe und seine Zeitgenoss:innen die Verwahrung und Präsentation von Sammlungsobjekten steuerten. Vgl. Stört 2020. ⁸ Brown 2004, S. 4 [Hervorhebungen im Original]. Mohrmann nimmt diese Unterscheidung zwar auf, geht in ihrer Wortwahl jedoch etwas weiter, wenn sie schreibt:

In Teilen geht diese Betrachtungsweise auf Martin Heideggers Aufsatz *Der Ursprung des Kunstwerkes* zurück, in dem er ›Zeug‹ von ›Dingen‹ unterscheidet. Ersteres sieht Heidegger durch seine ›Dienlichkeit‹ und ›Verlässlichkeit‹ charakterisiert,⁹ womit ›Zeug‹ weitgehend dem Brown'schen ›object‹ entspricht. ›Dinge‹ hingegen betrachtet er als das ›Eigenwüchsige und Insichruhende‹¹⁰ ihres ›Zeugseins entkleidete[s] Zeug‹,¹¹ deren Dinghaftigkeit sich durch ein ›Zunichtsgedrängtsein‹¹² auszeichnet.

Insbesondere die Philologien haben sich diese Reflexionen zu eigen und für die Beobachtung der literarisch verhandelten Dinge fruchtbar gemacht.¹³ Die Opazität, das Widerständige und Fremde fiktiver Dinge hat sich seit einigen Jahren zu einem starken Forschungszweig der Literaturwissenschaften entwickelt. Denn, so schreibt Bärbel Tischleder, »[l]iterarische Texte haben den Vorteil, dass sie Dinglichkeit nicht begrifflich fassen wollen, sondern Fantasiekontexte schaffen, in denen auch das Triviale und Absurde menschlicher Objektbeziehungen Ausdruck findet und die Fremdheit der Dinge ästhetisch erfahrbar wird.«¹⁴ Konzeptionell unterscheidet Tischleder dabei durchaus zwischen ›Ding‹ und ›Objekt‹, indem sie verschiedene Forschungspositionen aufzeigt, doch obwohl sie selbst überwiegend von – literarischen – ›Dingen‹ spricht, vermeidet sie eine explizite Stellungnahme und verwendet synonym dazu ›Objekt‹. Analog lässt sich ein indifferenter Gebrauch der beiden Begriffe mit einem Überhang zum ›Ding‹ in der Mehrzahl literatur- und kulturwissenschaftlicher Untersuchungen feststellen.¹⁵

In der ethnologischen Forschung, insbesondere zu den Dingkulturen im Pazifikraum, stehen beide Termini häufig nebeneinander, ohne differenziert zu werden,¹⁶ Karl-Heinz Kohl jedoch bietet zumindest für ›Objekt‹ und ›Gegenstand‹ eine überzeugende sprachgeschichtliche Aufstellung und verzichtet – außer im Titel seiner grundlegenden Arbeit – beinahe ganz auf den Ding-Begriff. Beide Ausdrücke, ›Gegenstand‹ und ›Objekt‹, begreift er als relationale Bestimmungen, die sich in ihrem Verhältnis zum Subjekt aus-

»Doch es sollte vorab schon klar sein, dass Objekte als das dem Menschen, dem Subjekt, Entgegenstehende, der Gegen-Stand, durchaus etwas anderes sind als Dinge – Dinge funktionieren nicht unbedingt als Fenster zur Welt, sondern konfrontieren uns mit ihrer eigenen Dinglichkeit, ihrer Sperrigkeit und einer gehörigen Portion von Eigensinn, ja Feindseligkeit und Unheimlichkeit.« Mohrmann 2011, S. 13. Diese Art der sprachlichen Anthropomorphisierung von unbelebten Gegenständen fordert im Diskurs teilweise zu vehementen Gegenpositionen heraus, die Objekten jegliche Wirkmacht absprechen und dem Subjekt absolute Handlungshoheit und Selbstbestimmtheit zuschreiben. Vgl. etwa Kreuz und Kienlin 2016, S. 29. Sowohl in der Konsumforschung als auch in der Psychologie und Soziologie gibt es hingegen Ansätze, die aufzeigen, auf welch vielfältige Weise der Mensch an Objekte gebunden und von ihnen abhängig ist sowie mit ihnen interagiert. Dabei wird die vermeintliche Grenze zwischen Subjekt und Objekt immer wieder unterminiert, ohne den Gegenständen deshalb ein animistisches Wesen attestieren zu müssen. Vgl. Böhmes Beobachtungen zum machtvollen Fetischcharakter von Objekten und Dastons Plädoyer für eine kritische Analyse überkommener Vorstellungen von Gegenständen auf der einen und Menschen auf der anderen Seite. Böhme 2006, Daston 2004b. Detel etwa folgt Böhmes Kritik an der klaren Subjekt-Objekt-Differenz, die er als das Paradigma der modernen Subjekttheorie identifiziert, sieht jedoch in Latours weitergehender Akteur-Netzwerk-Theorie eine »dramatische Dimension« aufscheinen. Vgl. Detel

zeichnen.¹⁷ Während jedoch ›Gegenstand‹ bereits sprachlich einen deutlich widerständigen Charakter zum Subjekt kundtut und Letzteres »darauf abzielen scheint, sich seiner zu bemächtigen«, eignet dem ›Objekt‹ eine eher zufällige Gegenwart, die das Subjekt nicht dazu zwingt, sich ihm gegenüber zu verhalten. Daraus ergibt sich für das Objekt die ›Vorstellung einer größeren Eigenständigkeit‹,¹⁸ mithin Objektivität im weitesten Sinn. Einen weiteren Unterschied macht Kohl in der potenziellen Handhabung der von beiden Begriffen bezeichneten materiellen Entitäten aus. Während der Terminus ›Gegenstände‹ mobile Sachen benennt, die greifbar sind, benutzt, verkauft, getauscht und weggegeben werden können, hat ›Objekt‹ eine umfassendere Bedeutung und bezieht »sich auf alle eigenständigen Dinge, die sich außerhalb unserer Selbst befinden.«¹⁹

Für die Wissenschaftsgeschichte wiederum steht das ›Objekt‹ im Sinne Browns mit seinen epistemischen Eigenschaften im Vordergrund, eine Folge des *Material Turn*, den Anke te Heesen konzis zusammenfasst:

Die gemeinsame Schnittmenge der hier skizzierten Entwicklungen liegt in den Objekten und ihrer Aufbereitung für fachliche Anforderungen (wissenschaftliche Sammlungen), für eine historische Kenntnis (Wissenschaftsgeschichte) und eine Präsentation im Raum (Ausstellungswesen). Sie werden dadurch zu Objekten, die sich zwischen den Disziplinen bewegen und führen die materiale Bedingtheit von Wissen und Erkenntnis vor, die Tatsache, dass ohne Verkörperung und ohne Reproduktion Wissenschaft nicht stattfinden kann.²⁰

Damit bewegt sich te Heesen bereits in den museologischen Grundeinheiten von Sammeln, Forschen, Bewahren und Ausstellen, ohne jedoch auch die musealen Vorstellungen von Objekten zu übernehmen. Aus te Heesens Perspektive der Erkenntnisgewinnung sind Objekte immer welterklärend, unabhängig davon, wie viel sie dem forschenden Blick tatsächlich preisgeben.

2011, S. 83. Habermas zeigt auf, welchen Einfluss »Geliebte Objekte« auf die Identitätsbildung haben. Vgl. Habermas 1999. Barad stellt grundsätzlich unser Vertrauen in Sprache und Kultur infrage, um demgegenüber einen performativen Ansatz vorzuschlagen, der »das Verständnis des Denkens, Beobachtens und der Theoriebildung als Praktiken der Auseinandersetzung mit der Welt, in der wir existieren, und als Teil dieser Welt hervor[hebt]«. Barad 2012, S. 9. ⁹ Heidegger 1975, S. 19. ¹⁰ Ebd., S. 9. ¹¹ Ebd., S. 15. ¹² Ebd., S. 17. Vgl. hierzu auch Tischleder 2007, S. 62f. ¹³ Der *Material Turn* hat im zurückliegenden Jahrzehnt zu einem enorm gesteigerten Interesse der Philologien an fiktiven Dingen geführt. Die Tagungen und Publikationen, die »Ding« oder »Dinge« im Titel führen, sind kaum überschaubar: »Therapie der Dinge« (Workshop an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, 12/2021), »Büchners Dinge« (Jahrestagung der Büchner-Gesellschaft 10/2021), »Medialität von Dingverzeichnissen in der Frühen Neuzeit« (Tagung des Forschungsverbundes Marbach, Weimar, Wolfenbüttel, 11/2021) und »Dinge träumen« (cfp, Universität des Saarlandes, Saarbrücken, 10/2022), um nur die aktuellsten Beispiele zu nennen. ¹⁴ Tischleder 2007, S. 63. ¹⁵ Vgl. hier eine beispielhafte Auswahl: Kimmich 2007, Ferus und Rübel 2009, Adamowsky u. a. 2011, Fromm 2011, Vedder 2012, Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien der Humboldt-Universität zu Berlin 2012, Mühlherr u. a. 2016. ¹⁶ Vgl. pars pro toto Küchler 2009, Niedermeier 2015, Plesske 2015. ¹⁷ Vgl. Kohl 2003, S. 118–121. ¹⁸ Ebd., S. 119. ¹⁹ Ebd., S. 120. ²⁰ Heesen 2007, S. 97.

Zum florierenden Bädergeschäft gehörte der Verkauf von Gläsern aller Art, dazu zählten neben Fertigwaren auch solche, die auf Wunsch der Käufer:innen individualisiert wurden. In seiner zylindrischen Grundform ist das Karlsbader Glas ein eher schlichtes Trinkglas, dessen Kristallkörper jedoch durch die Verzierung mit geschliffenen und gesteinelten Bändern, Rillen und Rauten aufgewertet wird und im Etui ein ebenso schmuckvolles wie praktisches Behältnis findet. Die Kurgäste brachten ihre persönlichen Gläser oder Becher mit an den Brunnen, wo sie sich entweder selbst bedienten oder dienstfertige »Schöpfer«²⁴ bereitstanden, um die Gefäße zu füllen. Einige Brunnenanlagen boten zudem die bequeme Möglichkeit, den eigenen mitgebrachten Becher oder das Glas in einem dafür gefertigten Regal zu deponieren, um es bei Bedarf vor Ort benutzen zu können.²⁵ Oesterle bringt die besonderen gesellschaftlichen Dynamiken und die Einbindung der memorablen Accessoires in den Kurorten auf den Punkt, denn in den Bädern »ist ein anderer kultureller Habitus angesagt: Diätetik und Erotik. Damit beginnt eine Kultur des Indirekten und Ephemerer. [...] Mit den Bäderandenken entwickelte sich eine reizvolle Mischung aus kommerzieller Ware und individueller Überformung, aus temporärem Gebrauch und repräsentativer Schönheit.«²⁶ Trinkgläser wie jenes, das die Familie Levetzow Goethe schenkte, waren durchaus für diese kulturelle Praxis bestimmt und nicht nur ein Andenken und Anschauungsobjekt für die Vitrine zu Hause.²⁷ Goethes eigentliche Trinkkur fand bereits in Marienbad vom 2. Juli bis 20. August 1823 statt, weshalb ein konkreter Gebrauch am Brunnen in Karlsbad eher unwahrscheinlich, gleichwohl nicht ausgeschlossen ist. Denkbar ist auch, dass er das Glas zumindest in seiner Unterkunft benutzte, wo er täglichen Umgang mit Mutter und Tochter Amalie, Ulrike und Bertha Levetzow pflegte, und es auf seiner Rückfahrt als Reisebecher benutzte.

Es ist außerdem nicht auszuschließen, dass die Levetzows Goethes *Wahlverwandtschaften* gelesen und sich mit ihm darüber unterhalten hatten. Denn auch hier verdichten sich in einem gravierten Glas zahlreiche Implikationen, wenn Eduard zu Mittler sagt:

²⁴ Nový und Havlíčková 2009, S. 214. ²⁵ Vgl. ebd. Die chemische Zusammensetzung und die heilsamen Wirkungen des Mineralwassers wurden schon früh untersucht, womit sich zum Teil komplexe Kuranweisungen entwickelten. So weist Goethes Arzt in Weimar und späterer Leibarzt Friedrich Wilhelm III., Christoph Wilhelm Hufeland, unter anderem auf die Vorzüge des direkt an der Quelle getrunkenen Wassers hin: »Unstreitig ist der Gebrauch der Mineralwasser unmittelbar aus der Quelle, d. h. aus den lebendigen Händen der Natur selbst, der einzig wahre, und bei welchem allein man das Naturproduct ganz, in seiner vollen Kraft und Reinheit, genießt. [...] [S]o, daß man sie, genau genommen, unmittelbar aus der Quelle mit den Lippen trinken sollte, (so wie der Säugling nur unmittelbar aus seiner Mutterbrust die wahre Lebensmilch trinkt); und, da sich dies nicht wohl thun läßt, wenigstens in der möglichsten Schnelligkeit den Becher zum Munde führen sollte; denn gewiß ist jeder Augenblick Verzögerung auf diesem Wege mit großem Verluste der Heilkraft verbunden.« Hufeland 1815, S. 13. Dessen ungeachtet

Mein Schicksal und Ottiliens ist nicht zu trennen und wir werden nicht zu Grunde gehen. Sehen Sie dieses Glas! Unsere Namenszüge sind darein geschnitten. Ein fröhlich Jubelnder warf es in die Luft; niemand sollte mehr daraus trinken; auf dem felsigen Boden sollte es zerschellen, aber es ward aufgefangen. Um hohen Preis habe ich es wieder eingehandelt, und ich trinke nun täglich daraus, um mich täglich zu überzeugen: daß alle Verhältnisse unzerstörlich sind, die das Schicksal beschlossen hat.²⁸

An dem Roman hatte Goethe während seines Kuraufenthalts in Böhmen im Jahr 1808 intensiv gearbeitet und so wird das derart materialisierte Motiv der fragilen und zugleich unzertrennbaren zwischenmenschlichen Beziehung 15 Jahre später aktualisiert.

Glas – Schrift – Andenken

Wie dieses spezielle Souvenir seine polyvalenten Funktionen darüber hinaus in der Andenkenkultur Goethes entfaltete, macht ein weiterer Brief deutlich, den Goethe im April 1824 an Amalie von Levetzow schrieb:

Indessen bleibt der zierliche Becher der Vertraute meiner Gedancken, die süßen Namenszüge nähern sich meinen Lippen, und der 28^{te} August, wenn es nicht soweit hin wäre, wollte mir die erfreulichste Aussicht geben. Ein trautes Anstoßen und so weiter
unwandelbar Goethe.²⁹

Zurück in Weimar diente das Souvenir der Vergegenwärtigung der Damen Levetzow und des gemeinsam verbrachten Geburtstags. Noch einmal kommt Goethe auf das Geschenk zu sprechen, synchronisiert die Handhabung des physisch manifesten Andenkens mit dem Erinnern und knüpft daran die Hoffnung auf eine zukünftige Erneuerung des im Glas eingeschriebenen denkwürdigen Anlasses. Die explizite Intimität dieses Erinnerungsakts gründet in erster Linie auf der erotisch konnotierten Berührung des Glases und damit der eingravierten Namen durch die Lippen. In einer kühnen Umkehrung der Akteure teilt Goethe den Namenszügen sogar den aktiven Part

wurden Mineralwässer zu einem veritablen Exportgut der Heilbäder und Goethe trank es etwa bei schlechtem Wetter auch auf seiner Stube. Vgl. Eidloth 2012, S. 19. ²⁶ Oesterle 2006, S. 35. ²⁷ Vgl. die z. T. mit religiösen Motiven, Jagdszenen, Ansichten und Porträts aufwendig verzierten, auch farbig gestalteten Gläser und Pokale des Biedermeiers aus Böhmen und die eher schlichten, vorgefertigten Badebecher und -gläser in: Nový und Havlíčková 2009. Das goethesche Trinkglas mit den Namenszügen und der Andenkeninschrift nimmt sich hier eher einfach aus und weist in Form und Größe deutlich auf seinen Gebrauchscharakter hin. ²⁸ FA I, 8, S. 390. Möglich ist zudem, dass Goethe mit seinen Freundinnen über die *Wahlverwandtschaften* und seine Arbeit daran gesprochen hat. Charlotte Kurbjuhn betont darüber hinaus den Fetischcharakter des Glases in den *Wahlverwandtschaften*, das den beiden Protagonisten Eduard und Ottilie als Liebespfand diente. Vgl. Kurbjuhn 2012, S. 304. ²⁹ Goethe an Amalie von Levetzow, 13. 4. 1824, in: MA II, 10, Nr. 108, S. 156.

in dieser Handlung zu, als ob nicht er den Becher hielte und zum Mund führte, sondern die Namen sich ganz ohne sein Zutun seinen Lippen näherten.³⁰

Ein Detail der im Material realisierten Schriftzüge ist dabei ganz wesentlich: Die Buchstaben sind in latinisierter Schreibschrift ausgeführt und so muten sowohl der Appell des »Andenken den 28. August 1823. in Carlsbad« als auch die Namen »Ulrike«, »Bertha« und »Amelie« handschriftlich geschrieben an.³¹ Der Glasschneider imitierte zudem das Schreiben mit Feder, indem er die ›Strichstärke‹ je nach ›Zugrichtung‹ ab- und zunehmen ließ (Abb. 5).³² Diese Mimesis von Handschriftlichkeit scheint für ihn von höherem Aufwand gewesen zu sein, denn die Bögen und angedeuteten Ligaturen der Buchstaben weisen – in einer vielfachen Vergrößerung – deutlich mehr Bearbeitungsspuren auf als die Auf- und Abstriche.

Seine Erklärung findet dies in der Technik des Gravierens, die im Folgenden kurz erläutert werden soll: Für seine Arbeit saß der Graveur an einer fußbetriebenen Maschine, deren Bewegung auf ein rotierendes Kupferrädchen übertragen wurde, »das sich um eine starre, horizontale Achse dreht«. Doch »[n]icht das weiche Kupferrädchen schneidet das harte aber spröde Glas, sondern ein mehr oder weniger feinkörniger, abrasiver, dünnflüssiger Brei: der Schmirgel, den damals jeder Graveur selbst hergestellt hat«. Der Graveur hält das Glas in beiden Händen und drückt es von »unten an das Kupferrädchen«, das seine Sicht auf die Gravur dadurch stets behindert. »Um sehen zu können, was er soeben geschnitten hat, muss der Graveur seine Arbeit unterbrechen und den Schmirgel vom Glas wegwischen.«³³ Auf ein Tausendstel Millimeter genau führte der Künstler das Glas und benötigte für diese Tätigkeit ausreichend Tageslicht, da Kerzen oder Öllampen zu wenig Helligkeit spendeten.

Aufgrund der fixierten Ausrichtung des Kupferrädchens mussten die Bäuche, Bögen und Kurven der Buchstaben folglich durch eine Aneinanderreihung vieler kleiner ›Einzelstriche‹ zusammengesetzt werden. Eine Schreibschrift zu gravieren – auch wenn es sich um die beinahe schnörkellose lateinische handelte –, wird demnach tendenziell heikler gewesen sein, als etwa Versalien in Fraktur zu schleifen. Der Glasschneider beließ die Buchstaben außerdem matt, er polierte die geschliffene Oberfläche nicht auf Glanz und kaschierte die unmittelbaren Spuren der Bearbeitung des Materials nicht. Ohne Politur erhält sich eine Art Unmittelbarkeit des Schriftzugs dieser mit maschineller Hilfe produ-

³⁰ Das Verschieben der Verantwortung des eigenen Handelns auf ein Objekt beobachtet auch Anne Bohnenkamp-Renken in Bezug auf die Schreibfeder. Diese dient Goethe insbesondere in Briefen an Charlotte von Stein »als eigenmächtige Instanz, der das Begehren des Briefschreibers zugeschrieben werden kann«. Bohnenkamp 2008, S. 24. In einer sinnfälligen Analogie zu den Namenszügen, die sich seinen Lippen nähern, agiert auch die Feder eigenmächtig: »Aus Zerstreuung tauch ich eben die Feder in den brennenden Wachsstock der auf dem Tische bey mir steht, sie scheint nach dem heftigsten und reinsten Element zu verlangen, da ich im Begriff war Ihnen zu sagen daß ich Sie unendlich liebe.« Goethe an Charlotte von Stein, 3. 3. 1781, in: Goethe 2020, Nr. 309, S. 218. ³¹ Die Vielfalt und Kunstfertigkeit in der Ausführung von gravierten Schriften auf Gläsern des Biedermeiers ist beeindruckend und im Vergleich zu manch anderen ist die Inschrift des Karlsbader Glases relativ schlicht gehalten. Ohne dies



Abb. 5 Trinkglas, Detail der Schriftzeichen

zierten Handschrift, die zur Illusion eines echten Autografs von Hand der Käuferinnen beiträgt und eine gewisse Authentizität behauptet. Werden die gravierten Schriftzeichen hingegen poliert, betonen die entstehenden Reflexionsflächen den artifiziellen Charakter und die handwerkliche Kunst, die bei der schriftlichen Zurichtung des Materials nötig beziehungsweise möglich ist. Die glänzenden, spiegelnden und zugleich transparenten Gravuren lenken die Aufmerksamkeit auf ihre Materialität, während die Zeichenbedeutung in den Hintergrund tritt. Evident wird der Unterschied zwischen diesen beiden Methoden des Gravierens von Buchstaben beim Vergleich der opaken Schreibschrift des Karlsbader Glases mit den polierten Versalien im Fuß des Glaspokals, den Marianne von Willemer Goethe schenkte, und der als nächstes Objekt untersucht werden wird.

weiter auszuführen, gibt Paul von Lichtenberg an, dass »für Widmung oder Glückwunsch [häufig] kalligraphische Frakturschrift [...] manchmal auch Kursivschrift« verwendet wurde. Mit Kursivschrift ist hierbei sowohl eine an die Kurrentschriften angelehnte Schreibschrift als auch die dem Karlsbader Glas eigene lateinische Ausführung der Buchstaben gemeint. Lichtenberg 2004, S. 103. Siehe eine Auswahl unterschiedlicher Inschriften auf den Gläsern mit den Kat.-Nr. 69, 77, 161, 173 und 191 in: Lichtenberg 2004. ³² In der gezielten Vergrößerung der digitalen Fotografie des Glases sind die Bearbeitungsspuren des Schleifens und Schneidens deutlich zu sehen, insbesondere die Bögen der Buchstaben weisen unscharfe Ränder auf. Trotz der im Vergleich zu anderen bearbeiteten Gläsern eher schlichten Verzierungen, ist das dafür nötige handwerkliche Geschick beeindruckend, zumal das Material keine Korrektur erlaubt. ³³ Lichtenberg 2004, S. 15.

Die Favorite

(Kon-)Text und Agency

Als Pendant und komplementäres Gegenstück zum Karlsbader Glas soll hier noch auf ein Souvenir verwiesen werden, das Goethe von Marianne von Willemer geschenkt bekam. Es handelt sich dabei um einen Glaspokal mit Deckel, den die Freundin anlässlich des Geburtstags 1829 aus Baden-Baden schickte.¹ Den Glaskörper schmücken vier Ovale mit geschliffenen Ansichten der Stadt und deren Umgebung (Eingang der alten Burg, Schloss und Trinklaube, Ansicht bei Lichtenthal, Lustschloss Favorite),² womit er sich als typisches Andenken aus einer florierenden Kurstadt ausweist. Mit gut 20 Zentimetern ist der Pokal etwa doppelt so hoch wie das Karlsbader Glas, anders als dieses ist er zudem nicht für Wasser, sondern für Wein gedacht. Seine repräsentative Größe, die fein gearbeiteten Abbildungen sowie der gläserne Deckel zeichnen ihn als einen Gegenstand für besondere Anlässe aus, der als Schmuckobjekt auch in einem Vitrinenschrank hätte aufbewahrt werden können (Abb. 6).³

Willemer individualisierte den Pokal, indem sie in den achtfach facettierten Fuß ihren Vornamen in Versalien schneiden ließ. Dreht man das Glas im Uhrzeigersinn, setzt sich Facette für Facette der Name MARIANNE zusammen (Abb. 7). Darüber hinaus ist unter dem Oval mit der Abbildung des Schlosses Favorite die Jahreszahl 1829 eingeschnitten, eine Schrift-Bild-Kombination, die Marianne von Willemer beachtet wissen mochte. In einem Geburtstagbrief vom 26. August 1829 kündigt sie das separat versandte Geschenk an:

Diesen Zeilen folgt ein Kästchen, das sich vielleicht um einen oder zwei Tage verspäten könnte; lassen Sie es darum nicht minder willkommen sein, und denken meiner bei dem Bildchen, worunter die Jahreszahl graviert ist. Ganz in der Nähe des Schlosses sitze ich in einem sonnenhellen Stübchen und schreibe, Ihrer herzlich gedenkend.⁴

¹ KSW, Museen, Inv.-Nr. KKg/00663. ² Vgl. die geschliffenen Ansichten mit den entsprechenden Ortsangaben auf dem Glas: Einzelobjektreport, KSW, Museen, Inv.-Nr. KKg/00663 sowie: Goethe 1995, Nr. 184, S. 452. ³ Dieses Glas wurde in den *Acta den von Goetheschen Nachlass betreffend* durch die Mitarbeiter Goethes zwar im Arbeitszimmer aufgenommen, jedoch nicht mit seinem genauen Standort verzeichnet. Vgl. KSW, GSA, Sign. 38/N1, unpag. [fol. 24v]. ⁴ Marianne von Willemer an Goethe, 26. 8. 1829, in: Goethe 1995, Nr. 182, S. 217.



Abb. 6
Glaspokal, Geschenk von
Marianne von Willemer,
1829, Kristallglas,
geschliffen, gesteinelt



Abb. 7
Glaspokal, Detail
der Facetten

Willemer stiftete den Anlass der Erinnerung, indem sie den Pokal schriftlich auszeichnen ließ und in ihrem Brief das entsprechende Narrativ lieferte. Im Glas materialisiert sich die von ihr initiierte Dialektik des Andenkens – sie dachte an Goethe beim Schenken und Schreiben, er hingegen sollte ihrer beim Anblick und Gebrauch des Glases gedenken. Unklar ist, ob Willemer den Pokal mit den bereits geschliffenen Ansichten aussuchte und dann zusätzlich das Datum und ihren Namen schneiden ließ. Dafür spricht, dass die Jahreszahl außerhalb des Ovals und ohne eigene Rahmung platziert ist, wodurch es tatsächlich wie ein Paralipomenon aus der symmetrischen Gesamtgestaltung herausfällt. Denkbar ist, dass der Fuß erst auf Wunsch der Kundin in acht Facetten aufgeteilt wurde, um ihren Namen passgenau einsetzen lassen zu können. Das »Bildchen« des Schlosses mit der untertitelnden Jahreszahl verknüpft Willemer mit ihrer nahe gelegenen Unterkunft, in der sie schreibend ihres Freundes anlässlich seines Geburtstags im Jahr 1829 gedachte. Wie von selbst ergibt sich dabei die Überblendung des Schlosses Favorite mit der Freundin als »Favoritin« vor vielen anderen. Goethes Antwortbrief ist zu entnehmen, dass er diese Engführung durchaus wahrgenommen hat:

Nun aber muß ungesäumt berichtet werden: daß zur besten Stunde ein köstliches Glas mit mancherlei guten Abbildungen angekommen und sogleich zu einem dankbaren Erwidern Gelegenheit und Anregung gegeben hat. Es ist artig zu bemerken, daß das Lokal einer *Favorite* einer von der Natur und den Freunden höchst begünstigten Wandernden zum Aufenthalt dienen sollte, in einer Gegend, wo noch von frühern Zeiten her Hudhud im Eckchen seine Rechte behauptet, einigermmaßen trauernd, daß er nicht immer fort und fort wie sonst mit anmutigen Aufträgen in Bewegung gehalten wird. Zu einiger Beruhigung ward ihm aus dem neuangekommenen Glase zugetrunken, und er schien diese Begrüßung nicht unfreundlich aufzunehmen.⁵

Ohne das entscheidende Komma zur semantischen Gliederung bietet der Nebensatz »daß das Lokal einer *Favorite* einer von der Natur und den Freunden höchst begünstigten Wandernden zum Aufenthalt dienen sollte« beide Lesarten: Im *Favorite* genannten »Lokal« hält sich die allseits begünstigte Marianne von Willemer auf, oder die *Favorite*, sprich die Freundin, wird von den anschließenden Zuschreibungen noch näher bestimmt.⁶ Als »köstlich« bezeichnete Goethe schon das Karlsbader Trinkglas und wie jenem ist ihm eine *Agency*

⁵ Goethe an Marianne von Willemer, 30.9.1829, in: Goethe 1995, Nr. 184, S. 220 [Hervorhebung im Original]. ⁶ Dass das Lustschloss nahe Rastatt Willemer als Aufenthaltsort diente, scheint ein Missverständnis seitens Goethe gewesen zu sein. Vgl. Goethe 1995, Anmerkung zu Nr. 184, S. 452. ⁷ Das Glas ist vermutlich von den Glashändlern Franz Pelikan und Hoffmann aus Meistersdorf in Böhmen gefertigt worden, die während der Bädersaison in Baden-Baden ihr Geschäft betrieben, »ihre Spezialität war es, auf »Gläser aller Art ... nach Verlangen Landschaften, Figuren, Wappen und Schrift« zu schneiden«. Ebd. ⁸ Vgl. etwa Goethe an Jakob von Willemer, 22.12.1820, in: Goethe 1995, Nr. 93, S. 104 und hierzu die Anm. S. 397. ⁹ Goethe war zunächst im Herbst 1814 für mehrere Tage zu Besuch bei den Willemers und verbrachte 1815 seinen Geburtstag auf der Gerbermühle nahe Frankfurt, dem Sommersitz der Willemers. Auf dieser gemeinsamen Zeit und der produktiven Anteilnahme am *West-östlichen*

eigen, die »Gelegenheit und Anregung« zum Gebrauch gab, welche schriftlich ausgebreitet wurden. Den Namen der Freundin konnte Goethe zwar nicht wie beim »holden Glas« zu den Lippen heben, doch fußt der Pokal und damit die Erinnerung auf diesem.⁷

Auch dieses Glas ist noch in weiterer Hinsicht ein sinnfälliges Souvenir, das seine Benutzung geradezu einfordert: Das Ehepaar Willemer schickte Goethe in regelmäßigen Abständen Wein, der aus eben diesem Glas getrunken werden konnte.⁸ Statt an die diätetischen Wasserkuren in Böhmen zu erinnern, wurde dieser Pokal mit Wein gefüllt und in Erinnerung an eine andere, südlich gelegene Landschaft und frühere Heimat prostete Goethe der Freundin zu.⁹ Goethe nahm das Geschenk darüber hinaus zum Anlass, einen besonderen Aspekt ihrer Freundschaft in Erinnerung zu rufen: Hudhud, der Wiedehopf und eigentümliche Bote während der langjährigen Beziehung im Zeichen des *West-östlichen Divan*.¹⁰ Auf diese Weise erweiterte Goethe in seinem Brief mithin den »narrative[n] Kern in Form einer Erinnerungserzählung«, die speziell an den früheren regen Wechsel von Briefen und Geschenken anknüpfte und mit dem Glas und dessen Gebrauch eine Erneuerung erfuhr.¹¹ »Hudhud im Eckchen« ist dabei nicht nur metaphorisch gegenwärtig: Goethe kann ganz konkret einem Wiedehopf zutrinken, der in Form des Knaufes eines hölzernen Wanderstabs in seinem Arbeitszimmer in der Ecke stand – ein Geschenk von Marianne von Willemer zu Goethes 70. Geburtstag im Jahr 1819.¹²

Glasklares Souvenir

Die stete Gefahr des Souvenirs, seine Erinnerungsfunktion zu verlieren, das heißt der memorialen Aufwertung verlustig zu gehen, wird an diesem Andenkenbecher besonders deutlich. Bei der Inventarisierung nach Goethes Tod fiel den Sekretären zwar ein »großer gläserner Becher mit vier Medaillons, Ansichten von Baden« auf,¹³ doch übersahen sie wohl die Ziffer 1829 und auch die Versalien im Fuß. Anscheinend wurde der Zusammenhang mit Marianne von Willemer nicht hergestellt, sonst hätten die Mitarbeiter das Geschenk wahrscheinlich nicht auf eine ganz besondere Liste gesetzt. In den *Acta* heißt es nämlich am 21. April 1832: »Heute wurden nachfolgende Stücke, welche größtentheils früher schon verzeichnet worden, aus vorgefundenen Schubfächern und Reposituren herausgenommen und an Frau Geh. Cammerräthin von Goethe zu Geschen-

Divan gründete die langjährige Freundschaft zu Marianne von Willemer. ¹⁰ Der Wiedehopf – »Hudud« im Arabischen (und zugleich als onomapoetischer Name auf den signifikanten Ruf des Vogels anspielend) – ist immer wieder präsent in Goethes und Willemers Austausch, in Form von Gedichten und mindestens einem weiteren Präsent: einer runden Schachtel mit einer kolorierten Federzeichnung des Tieres auf dem Deckel, die Goethe wohl zu Weihnachten 1820 an Marianne sandte. Vgl. Perels 1985, S. 61. Zur Rolle von »Hudhud« als Liebesbote vgl. FA II, 8, S. 648 sowie FA II, 9, S. 339. ¹¹ Bauer 2011, S. 136. ¹² KSW, Museen, Inv.-Nr. Gkg/00712. Im obigen Brief zitiert Goethe in Teilen wörtlich ein Gedicht, das er als Erwidern auf den erhaltenen Spazierstock schrieb: »Hudhud auf dem Palmensteckchen / Hier im Eckchen, / Nistet, äugelnd, wie charmant! / Und ist immer vigilant.« FA I, 3,1, S. 612. ¹³ KSW, GSA, Sign. 38/N1, unpag. [fol. 24v].

ken an Freunde des Verewigten abgegeben.«¹⁴ Es folgt eine Liste mit 59 Einträgen, die sämtlich Objekte aus Goethes Privaträumen betreffen und offenbar als verzichtbare Stücke galten, mit denen Ottilie von Goethe immerhin noch »Freunde des Verewigten« bedenken durfte. Der Glaspokal wurde auf diese Weise zu einer Goethe-Devotionalie und verlor auf eine radikalere Weise seine Eigenschaft als Andenken als das Karlsbader Glas, dessen Kontext zumindest erhalten blieb.

Es ist wenig wahrscheinlich, dass die Nachlassverwalter dieses Andenken einer sehr nahen Freundin Goethes ausgesondert hätten, wenn ihnen die eingeschnittenen Zeichen aufgefallen wären. Unter den 59 Gegenständen findet sich nur einer, der explizit einer Person zugeordnet wird und damit seine persönliche Provenienzgeschichte »zur Sprache bringt: »Ein blaues Geldbörschen mit silbernem Verschuß, Geschenk von Carlyle 1827.«¹⁵ Auch dieses Souvenir gehörte ursprünglich zu einem kleinen Objektverbund, bestehend aus einer Silhouette von Jane Carlyle und einer Haarlocke, die beide bereits am 31. März 1832 inventarisiert worden waren. Interessanterweise wurden die Haarlocke und die Silhouette nicht als potenzielle Geschenke segregiert. Dies mag vielleicht daran liegen, dass sie derart personenbezogen und, wie es häufig solchen intimen Souvenirs eigen ist, weder kunsthandwerklich noch ästhetisch von Wert waren. Anscheinend ließ sich die Haarlocke einer schottischen Verehrerin, die ehemals in Goethes Besitz war, nicht gut in den Handel mit Goethe-Devotionalien einspeisen – eine feine Häkelarbeit aus Seide und Perlen mit silbernem Verschluss, den der Name »J. W. v. Goethe« ziert, hingegen schon. Während die Herkunft der Geldbörse schriftlich festgehalten wurde, um sie dann als verzichtbares Gut Ottilie zuzusprechen, wurde der Pokal anscheinend »unerkannt« weitergegeben. Infolgedessen scheint Mariannes Andenken tatsächlich verschenkt oder auf andere Weise aus dem Nachlass entfernt worden zu sein, denn es wurde erst 1913 wieder für das Goethe-Nationalmuseum angekauft.¹⁶ So einprägsam die Versalien von Mariannes Namen den Fuß des Glaspokals auch zieren, waren sie wohl doch zu unauffällig, um die Aufmerksamkeit der Sekretäre zu erregen.

Schließlich unterscheiden sich die Gläser in ihrer Eigenschaft als Erinnerungsstücke auch auf einer qualitativen Ebene. Goethe erhielt das Karlsbader Trinkglas aus Anlass seines Geburtstags, den er gemeinsam mit den Geberinnen verbrachte. Er konnte also ein selbst erlebtes, zwischenmenschliches Ereignis an das Glas knüpfen und ihm eigene Erinnerungen implementieren. Der Pokal von Marianne hingegen ist zwar auch ein Geburtstagsgeschenk, jedoch musste sie Goethe die daran gebundenen Zusammenhänge mitteilen. So sind es zunächst die eigenen Erfahrungen der Geberin in Baden-

¹⁴ KSW, GSA, Sign. 38/N1, fol. 22v. ¹⁵ KSW, GSA, Sign. 38/N1, fol. 22v. In den silbernen Bügelverschluss ist eine Widmung graviert: »To J. W. v. Goethe From Jane W. Carlyle Edinburgh 1827«. Einzelobjektreport, KSW, Museen, Inv.-Nr. GKg/00548. Jane Carlyle war die Ehefrau des Historikers, Schriftstellers und Übersetzers Thomas Carlyle, der unter anderem Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahre* übersetzte sowie eine Biografie Friedrich Schillers schrieb, für die Goethe wiederum ein Vorwort verfasste. Goethe und das Ehepaar Carlyle standen in brieflichem Austausch, der auch den Wechsel – zumindest vonseiten Jane Carlyles – solch klassischer Andenken wie Haarlocke, Silhouette und Briefftasche umfasste. Vgl. zu

Baden, an die das Glas erinnern möchte. Goethe griff Willemers memorialen Gedanken in seinem Brief auf und folgte zunächst ihrer Erinnerungserzählung, dass sie nämlich im Jahr 1829 in der Nähe des Schlosses Favorite untergebracht sei. In einer charmanten Wendung rief er jedoch eine weitere, mehr sentimentale Erinnerung wach: jene an Hudhud und seine vormals geschäftigen Botengänge in eben jener Region. Auf diese Weise eignete Goethe sich den Glaspokal an, assoziierte mit ihm seine eigenen Erinnerungen und vermehrte den memorialen Wert des Objekts.

So macht Goethes Brief auch deutlich, dass an Gegenstände geknüpfte Erinnerungen nicht festgeschrieben sein müssen und die im Umgang mit einem Andenken stattfindenden kognitiven Prozesse kaum zu steuern sind. Es ist die Handhabung des Trinkgefäßes, das zweimalige Zutrinken – Richtung Marianne und Richtung Hudhud –, also die Benutzung des Pokals, die von Goethe mit dem Akt der Erinnerung synchronisiert wurde. Wie schon beim Karlsbader Glas formulierte Goethe in der Geste des Zutrinkens eine Berührung, wenn auch aus der Ferne. Doch gingen das angedeutete Anstoßen mit dem Becher in der erhobenen Hand und das Anstoßen von Gedanken Hand in Hand. Die geschliffene Abbildung der Favorite scheint eher der Punkt zu sein, von dem aus Goethe eigene Erinnerungswege beschritt, während der eingeschliffene Name Mariannes, der das Glas unauffällig, jedoch unlösbar mit der Freundin verbindet, keine Erwähnung fand.

Karlsbad und Favorite

Ausgehend von der überlieferten Aufbewahrungssituation eröffnen die geschnittenen und geschliffenen Inschriften (und Bilder) den Kontext der Souvenirs. Sie zeigen die Verbindungen zu soziokulturellen Praktiken im Allgemeinen und zur Erinnerungskultur Goethes und seiner Freundinnen im Speziellen auf. Literatur- und sprachwissenschaftliche Ansätze tragen ebenso zur Untersuchung der »Sprache der Objekte« bei wie ein praxeologischer Zugang hinsichtlich der soziologischen und kulturgeschichtlichen Zusammenhänge. Im Vordergrund stehen die ästhetischen Dimensionen der beschriebenen Objekte und ihre Einbettung in Praktiken des Erinnerns und Schreibens sowie in die Kulturpraktiken ihrer jeweiligen Erwerbs- beziehungsweise Entstehungskontexte. Beide Gläser bleiben dabei jedoch keine solitären Objekte der Beobachtung, wie es ihre Präsentation in der Goethe-Ausstellung der Klassik Stiftung Weimar seit 2012 beziehungsweise im Goethe-Wohnhaus suggerieren mag.¹⁷ Vielmehr lagern sich jedem

Thomas Carlyles Verhältnis zu Goethe und seinem Einfluss auf die Rezeption deutscher Literatur in Großbritannien: Reed 1996. ¹⁶ Vgl. Einzeldatenreport, KSW, Museen, Inv.-Nr. KKg/00663. ¹⁷ Wenn die Objekte nicht in Ausstellungskontexten gezeigt werden, lagern sie in der Regel im Zentralen Museumsdepot der Klassik Stiftung Weimar, wo sie nach sammlungsspezifischen und museologischen Kriterien archiviert werden. In dieser Aufbewahrungssituation geht es nicht darum, Objektzusammenhänge und Überlieferungsstrukturen sichtbar zu machen, sondern die Objekte je nach Material und Form unter bestmöglichen konservatorischen Bedingungen aufzubewahren.

Die Schreibzeug-Rolle

Wahrscheinlich ist, dass Wolfgang Maximilian etwa für die Beschriftung der Untertasse und des Schreibzeugs aus Eisenblech den Schreibvorgang einübte, indem er zunächst auf Papier den zu beschreibenden Raum ausmaß und probeweise mit Zeilen füllte sowie unterschiedliche Schreibmaterialien testete. Die Zeilen stehen zu gleichmäßig auf den räumlich und materiell anspruchsvollen Schreibflächen, als dass sie in einer impulsiven Schreibgeste entstanden sein könnten. Demzufolge kann in diesen Fällen nicht von einem spontanen Schreibakt die Rede sein, vielmehr ging Goethes Enkel planvoll und mit Blick auf ein ästhetisch befriedigendes Ergebnis vor. Dies lässt sich auch an zwei Schreibzeugen beobachten, die Wolfgang Maximilian als Geschenke der Großherzogin Luise deklarierte und die im Folgenden näher untersucht werden. Hierfür wird zunächst ein beschriftetes gerolltes Reiseschreibzeug in den Blick genommen, das ein mutmaßliches Ensemble mit einer Dokumentenmappe bildet. Provenienz und Datierung dieser beiden Objekte werden zudem ausführlicher diskutiert, um auch die Schwächen mancher Überlieferungsketten aufzuzeigen. Anschließend wird dann ein weiteres Reiseschreibzeug, dessen Beschriftung mit jener der Schreibzeug-Rolle korrespondiert, dazu ins Verhältnis gesetzt.

Lesen und Schreiben

In der derzeitigen Ausstellung *Lebensfluten – Tatensturm* des Goethe-Nationalmuseums ist im Themenbereich »Welt« ein Reiseschreibzeug aus dunkelgrünem Maroquinleder ausgestellt.¹ Es lässt sich zu einer handlichen Rolle verschnüren und birgt für die Schreibutensilien einen »walzenförmigen Holzkasten«, der außen mit farblich kontrastierendem rosafarbenem und innen mit hellgrünem Papier ausgekleidet ist.² Beim Öffnen des Schreibzeugs offenbart sich dem:der Nutzer:in ein apartes Farbenspiel, indem der dunkelgrün schimmernde Ledereinband mit dem rosafarbenen, seidig glänzenden Papier der Innenausstattung korrespondiert und in dem hellgrünen Bezug im Inneren des Federkästchens wieder aufgenommen wird.³ Die lederne Hülle bildet zugleich ein Fach für Schreibpapier, das praktisch mitaufgerollt und dabei verstaut wurde. Flankiert von einer Streusandbüchse und einem Tintenfass, nimmt das Federkästchen drei Viertel der Rollenbreite ein und trägt auf seinem papiernen Deckel in geschwungener Schrift den Hinweis: »Von der Großherzogin Luise von Sachsen-Weimar / zum Weihnachten erhal-



Abb. 15 Reiseschreibzeug, Maroquinleder, Seidentaft, Papier, Pappe, Silber, Glas

ten / Wolfgang von Goethe« (Abb. 15).⁴ Die Zeilen stehen ausbalanciert auf dem verstärkten Papierstreifen mit einem angemessenen Abstand zu den Rändern, der Zeilenumbruch erfolgt nach Sinneinheiten, die zweite Zeile sowie die Unterschrift sind formvollendet eingerückt. Beim Öffnen des Schreibzeugs fällt die Aufschrift direkt ins Auge. Als Schriftträger dient kein beigelegtes Billet oder im Papierfach deponierter Zettel, sondern das Objekt selbst, die Tinte verbindet sich mit dem Schreibgrund und formt Worte, die zugleich auf ihn referieren. Der Papierdeckel als Schreibgrund bildet eine materielle und farbige Einheit mit der Innenausstattung des Schreibzeugs, weshalb seine Beschriftung dem Gegenstand zugehörig anmutet.

Während eine Betrachterin oder ein Betrachter das gelbe Schreibzeug aus Eisenblech drehen und wenden muss, um die Notiz auf der Rückseite lesen zu können, werden Wolfgang Maximilians Zeilen beim Entrollen und Öffnen des grünen Reiseschreibzeugs zusammen mit den Schreibutensilien entdeckt. Der rosafarbene Deckel des Federkästchens ist integraler Bestandteil der Innenausstattung, und wenn auch das leicht glänzende Papier nicht als Schreibgrund gedacht ist, bietet sich die Fläche als Schriftträger geradezu an. Ebenso gut hätte sie eine Widmung oder einen Gruß aufnehmen können. Auf diese

¹ KSW, Museen, Inv.-Nr. KKg/00588. ² Einzelobjektreport, KSW, Museen, Inv.-Nr. KKg/00588. Siehe auch: Schröder 2002a, S. 100f. ³ Vgl. dazu Holms Beobachtungen zur Verwendung von Buntpapieren in goethezeitlichen Verpackungen wie Schatullen, Schachteln und Mappen, die »meist auf einen optischen Kontrast von Außen und Innen [setzten] und [...] somit den überraschenden Moment des Einblicks [betonten]«. Holm 2012 c, S. 226. ⁴ Einzelobjektreport, KSW, Museen, Inv.-Nr. KKg/00588.

Weise integriert sich der stolze Hinweis auf die prominente Provenienz des Schreibzeugs auffällig unauffällig in die gesamte Erscheinung, die schriftliche Manipulation wird als natürlicher Teil des Objekts wahrgenommen. Nicht zuletzt trägt der verlaufene Tintenfleck zu dem Eindruck bei, als gehörte die kurze Provenienzgeschichte schon immer zur Innenausstattung und als sei der Fleck nicht beim Beschriften des Deckels entstanden, sondern erst während der weiteren Nutzung des Schreibzeugs, etwa bei einer unvorsichtigen Bewegung. Das Datenblatt des Schreibzeugs weist ihm denn auch »[z]ahlreiche Gebrauchs- und Alterungsspuren« nach, wobei diese nicht darauf hinweisen, zu welchem Zeitpunkt die Beschriftung erfolgte.⁵ In jedem Fall wurde das Reiseutensil genutzt, es war ein enger Begleiter, geeignet für leichtes Gepäck oder gar die Manteltasche.

Obwohl die Beschriftung keinen Empfänger nennt – es könnte Johann Wolfgang von Goethe wie auch Wolfgang Maximilian von Goethe gemeint sein –, liegt die Vermutung nahe, dass der Großvater der Adressat dieses Weihnachtsgeschenks war.⁶ Großherzogin Luise von Sachsen-Weimar-Eisenach starb am 14. Februar 1830 im Alter von 73 Jahren, als Wolfgang Maximilian 9 Jahre zählte und wohl noch nicht alt genug für eine solche Aufmerksamkeit war. Zudem fehlt eine Jahresangabe, was darauf hindeutet, dass Wolfgang Maximilian sich zwar an das Ereignis beziehungsweise den Anlass der Geschenkübergabe erinnerte – oder auch nur an eine kolportierte Erzählung darüber –, nicht jedoch an das Datum. Die Handschrift sowie das ausgewogene Schriftbild im Ganzen deuten auf einen erwachsenen, zumindest geübten Schreiber hin, weshalb auch für diese Beschriftung anzunehmen ist, dass der Enkel sie im Erwachsenenalter aufbrachte. So scheint das Jahr ohnehin weniger bedeutsam als die Gönnerin. Anders als beim gelben Schreibzeug mit der innigen Rede über den »Apapa« steht in diesem Fall der respekt einflößende und prominente Name einer Großherzogin im Vordergrund – ideell und materiell.

Der Papierdeckel des Federkästchens eignete sich dafür in mehrfacher Hinsicht als Schreibgrund: Die mit dem Geschenk bezeugte Gunst der Großherzogin, dieses Zeichen einer nicht nur amtlichen, sondern auch persönlichen Beziehung zwischen Goethe und dem Herrscherhaus – das Reiseschreibzeug ist nicht für repräsentative Zwecke geeignet, vielmehr eignet ihm eine private Geste –,⁷ gab der Enkel deutlich sichtbar zur Kenntnis. Während die Notiz auf der Rückseite des Schreibzeugs aus Eisenblech eher halböffentlichen Charakter hat, sowohl im Hinblick auf ihre Platzierung als auch auf den Inhalt, zeugt hier die zwar nicht aufdringliche, aber unübersehbare Aufschrift von einem

stärker intendierten Zeigegestus. Sooft das Schreibzeug nach Wolfgang Maximilians schriftlicher Zurichtung geöffnet wurde, kam der:die Benutzer:in nicht umhin, die Zeilen zu lesen und stets von Neuem daran erinnert zu werden, um welch bedeutungsvollen Gegenstand es sich dabei handelte. Er:sie konnte den beschrifteten Deckel sogar abheben und zum Lesen bequem vor Augen halten. Jedoch offenbaren sich die Schriftzüge nicht unmittelbar, vielmehr folgen sie einem sublimen Spiel des Zeigens und Verbergens, muss doch das Reiseschreibzeug erst aufgebunden und entrollt werden, um die Nachricht entdecken zu können.

Gesetzt den Fall, dass Wolfgang Maximilian das Schreibset auch nach der Beschriftung noch als solches nutzte, um damit auf Reisen Briefe, Billets, Notizen oder Arbeitspapiere zu verfassen, gemahnte ihn sein Hinweis an die denkwürdige Geschichte der genutzten Utensilien: Er hielt etwas in Händen, das (mutmaßlich) bereits die Großherzogin Luise berührt und in freundschaftlicher Geste einem der bekanntesten Schriftsteller seiner Zeit – seinem Großvater – geschenkt hatte. Im Bewusstsein dieses materiellen und ideellen Erbes hielt der Enkel es wiederum schriftlich fest. Indem er die Feder aus dem Schreibzeug wieder aufnahm, setzte Wolfgang Maximilian dort an, wo Johann Wolfgang von Goethe aufgehört hatte, und schrieb die Genealogie des Geschenks fort.

Es ist jedoch ebenso möglich, dass das Schreibzeug mit der Auszeichnung durch Wolfgang Maximilian dem Gebrauch entzogen wurde, dass sein verschrifteter Herkunftsnachweis den praktischen Gegenstand zu einem nunmehr denkwürdigen Artefakt mit musealem Status wandelte. Auch aus dieser Perspektive ist die Platzierung der Aufschrift im Etui folgerichtig: Der ehrwürdige Name der Großherzogin Luise von Sachsen-Weimar wurde für jede:n sichtbar mit dem Gegenstand verbunden, ihm eingeschrieben und somit Teil des Ganzen. Ebenso wie der Name Wolfgang Maximilians, der sich mit seiner Unterschrift ans andere Ende dieser Reihe aus bedeutenden Persönlichkeiten setzte. Johann Wolfgang von Goethe, der Beschenkte, musste nicht mehr namentlich genannt werden, er war als (ehemaliger) Nutzer des Schreibzeugs ohnehin präsent. Wurde das Reiseschreibzeug Interessierten gezeigt – im privaten Rahmen oder während einer halböffentlichen Begehung des Wohnhauses –, offenbarte sich beim Entrollen sozusagen das Gütesiegel von Wolfgang Maximilian von Goethes Hand. Nicht verborgen im Innenfutter der Ledertasche oder als diskretes Autograf auf einem losen Zettel, sondern auf dem Deckel des Federkastens – als Ergebnis eines selbstbewussten Aktes.

Herrschaftswissen

Hingewiesen sei auch auf die selbstreflexiven Aspekte der Schreibhandlung, die den Subtext dieses Objekts bilden. Wolfgang Maximilian beschriftete ein (Reise-)Schreibzeug und machte einen Gegenstand selbst zum Träger dessen, wofür eben dieses Utensil gedacht war, nämlich Schrifterzeugnisse zu ermöglichen. Diese blieben allerdings kein Teil des Reiseschreibzeugs, denn Briefe wurden verschickt, Billets übergeben und

⁵ Ebd. ⁶ Vgl. auch Schröder 2002a. ⁷ Ein Gegenbeispiel zu der praktischen Schreibzeug-Rolle ist ein augenfälliges Schreibzeug aus einem rechteckigen Malachitblock, der auf einem feuervergoldeten Tablett platziert und mit drei Kristallgläsern zur Aufnahme von Tinte, Streusand und Siegeloblaten ausgestattet ist. Dieses in jeder Hinsicht wertvolle Stück gelangte laut einer Inschrift des Tablett zu Goethe über den Großherzog Carl Friedrich, der es von seinem Vater Carl August geerbt hatte, welcher wiederum es von Kaiserin Maria Feodorowna von Russland geschenkt bekommen hatte. Nach Goethes Tod wanderte das Schreibzeug über Großherzogin Maria Pawlowna an ihren Sohn Carl Alexander, der es schließlich dem Goethe-Nationalmuseum übergab. KSW, Museen, Inv.-Nr. KKg/00963/001. Vgl. Schröder 2002c.

Manuskripte archiviert. Die Aufschrift ist materiell fest verbunden mit dem Werkzeug seiner Erzeugung und zugleich Teil dieses auf Mobilität ausgerichteten Schreibzeugs – damit ist der stete Hinweis auf die festgeschriebene, bedeutungsschwere Herkunft unweigerlich in Bewegung.

Der Enkel bezeugte nicht nur die in zweifacher Hinsicht honorable Herkunft des praktischen Utensils, er beanspruchte auch seinen Platz unter den erinnerungswürdigen Namen. Denn Wolfgang Maximilians Unterschrift verleiht der Aussage qua familiärer Abstammung Autorität und verbindet den Schreiber zugleich mit der genannten Großherzogin Luise sowie implizit mit dem ehemaligen Besitzer des beschrifteten Objekts, Johann Wolfgang von Goethe. Zudem gab der Enkel zu erkennen, dass er über wertvolles Wissen verfügte, das ohne sein schriftliches Eingreifen verloren zu gehen drohte. Dies kann auch als mehr oder weniger diskretes Statussymbol gelesen werden, mit dem der Enkel sich zwischen den Nachlassverwaltern, Vormündern, Mitgliedern des Herrscherhauses und der in die Erbangelegenheiten involvierten Halböffentlichkeit behaupten wollte. Wie fragil diese Art der Wissensüberlieferung dennoch war (und ist), lässt sich an der komplexen Provenienzgeschichte des Reiseschreibzeugs beziehungsweise deren Dokumentation im Datenblatt des Objekts beobachten.

Anders als es Wolfgang Maximilians Aufschrift nahelegt, geht aus den Informationen des Objektreports nämlich keineswegs eindeutig hervor, wem das Schreibzeug zu welchem Zeitpunkt tatsächlich gehörte. Vielmehr wurden Daten zusammengetragen, die mehrere Deutungen zulassen. Im Folgenden sollen diese disparaten Angaben genauer betrachtet werden, um dadurch die Schwierigkeit der Kontextualisierung des Autografs aufzuzeigen. Dabei geht es nicht darum, einzelne Objekte eindeutig einem wie auch immer definierten originären Goethe-Bestand zuzuordnen oder abzuerkennen. Für ein solches Vorhaben müsste zunächst grundsätzlich darüber nachgedacht werden, wie ein derart umfangreicher Haushalt wie der goethesche nach Besitzverhältnissen segregiert werden könnte und nach welchen Kriterien ein Objekt Anspruch auf eine – ebenfalls zu definierende – Authentizität hat.⁸

Anhand der beispielhaften, detaillierten Auseinandersetzung mit den diffusen Überlieferungen der folgenden drei Gegenstände soll auch deutlich werden, wie Objektbiografien ge- und überschrieben werden; einige der Spuren, die sie tragen oder hinterlassen, treten sichtbar hervor (Schrift), manche werden verwischt (die Auffindesituation), während andere wiederum auf falsche Fährten führen können (zum Beispiel manipulierte Objektgruppen oder materielle Parallelen).

Überlieferung

Da ist zunächst die laut Datenblatt (vermutete) Datierung des Reiseschreibzeugs auf etwa 1825, die allerdings nur indirekt über einen anderen Gegenstand hergeleitet wird, und zwar eine »Dokumentenmappe, grün, mit silbernem Verschluss, kleiner Schlüssel, mit schmalen Lederriemen und Schnallen, innen drei Fächer mit rosa Leinen bezogen,



Abb. 16 Portefeuille (Dokumentenmappe), Leder, Silber, Leinen

außen Silberprägung»,⁹ die ebenso auf etwa 1825 datiert wird (Abb. 16). Aufgrund der Ähnlichkeit von Schreibzeug und Mappe in Bezug auf Material und Farbgebung schloss der zuständige Kustode oder die Kustodin anscheinend auf eine Zusammengehörigkeit der beiden Objekte und demnach auf eine gemeinsame Entstehungszeit.¹⁰ In dem reichhaltigen Objektdatensatz finden sich dazu Hinweise sowie weitere, jedoch zum Teil divergierende Informationen, die im Folgenden näher betrachtet und in ein Verhältnis zueinander gebracht werden.

Die Datierung der Dokumentenmappe um 1825 ergab sich wiederum nicht direkt aus einer materialtechnischen Untersuchung des Objekts oder aus konkreten Belegen wie einer Rechnung oder Briefstelle – ihre Herleitung ist ungleich komplexer. Goethes

⁸ Im Zuge der Vorbereitungen für die Schließung des Goethe-Wohnhauses und dessen bauliche Instandsetzung in den kommenden Jahren betreiben die Mitarbeiter:innen der Klassik Stiftung Weimar derzeit umfangreiche Aktenstudien. Auf deren Grundlage sollen zum einen offene Fragen von Provenienzen beantwortet und zum anderen ein schlüssiges Konzept zur Neupräsentation der Interieurs erarbeitet werden. ⁹ Einzelobjektreport, KSW, Museen, Inv.-Nr. GKg/00589. ¹⁰ Die »Datierung« des Objekts meint in diesem Zusammenhang eher den Übergang in Goethes Besitz, denn wann genau die Mappe gefertigt wurde, kann am Objekt selbst nicht festgestellt werden.

IV.

Schluss

Unter den nachgelassenen Objekten des goetheschen Haushalts gibt es zahlreiche sprachlich versierte Gegenstände. Dank ihres besonderen Verhältnisses von Materialität und Schriftlichkeit entfalten sie eine spezifische Sprachmacht, die sie zu besonderen Akteuren in unterschiedlichen Praktiken macht. Aufgrund der außergewöhnlich dichten Überlieferungskette der Goethe-Bestände in der Klassik Stiftung Weimar ist es möglich, viele dieser beschriebenen Objekte zu (re-)kontextualisieren, die Handlungen nachzuvollziehen, in die sie eingebunden waren, und ihre diversen Statuswechsel bis zur heutigen musealen Rahmung zu reflektieren.

Die Gruppe der hier untersuchten Gegenstände unterscheidet sich in vielerlei Hinsicht von Tausenden anderen schriftlich zugerichteten Objekten in Goethes Nachlass. Anders als etwa die wissenschaftlichen Gegenstände wie Mineralien und Gesteine bilden diese Varia keine homogene Kollektion, wurden sie weder zur Goethezeit noch unter heutigen musealen Bedingungen in eine sinnfällige Ordnung gebracht. Während die Objekte der geologischen Sammlung zum großen Teil systematisch schriftlich zugerichtet wurden – mit Etiketten versehen, in beschrifteten Sammlungsbehältnissen aufbewahrt, in gekennzeichneten Schubladen und Möbeln verstaut sowie in Inventaren verzeichnet –, weisen die Objekte dieser Untersuchung schriftliche Auszeichnungen unterschiedlichster Art auf. Mehr noch: Im Grunde waren sie nicht für eine solche vorgesehen oder geeignet, sei es, weil ihre Form einem gelungenen Schreibakt entgegenstand, sei es, weil ihr Material sich der Beschriftung widersetzte oder besondere Fertigkeiten verlangte. Doch gerade die kontraintuitiven Schreibakte und das Zusammenspiel der widerständigen Materialien lassen diese Objekte aufzeigen und über ihre Sprach- und Handlungsmacht nachdenken. Indem sie in verschiedener Weise ihre Beschriftung provozierten, beanspruchten sie nicht nur auch nachfolgend eine besondere Aufmerksamkeit, sondern machten gleichzeitig im historischen Kontext und in ihrer musealen Biografie ihre Eigenständigkeit geltend.

Die Varia unterscheiden sich von herkömmlichen Schriftträgern in dem Maße, wie ihre Formen und Materialien mit den aufgedruckten, geschliffenen oder handschriftlichen Graphen in eine wechselseitige Abhängigkeit treten: Erst durch die materielle Verbindlichkeit von Textträger und Text entwickeln die Objekte – wie gezeigt – ihre außergewöhnliche Sprachmacht. Die schriftliche Komponente ist dabei nicht Supplement des Schriftträgers, sondern wird zum integralen Bestandteil des Gegenstands. Ohne die Graphe verstummt dieser zwar nicht gänzlich, jedoch geht ihm ein entscheidender Teil seiner Kommunikationsdispositive verloren. Schon vor ihrer schriftlichen Zurichtung waren die Objekte in soziokulturelle Praktiken eingebunden, als Waren speisten sie den Handel, als Gaben und Alltagsgegenstände zirkulierten sie unter Freund:innen und in der Familie. Als Akteure in diesen Handlungsfeldern wurden sie in einem nächsten Schritt als Schriftträger ausgewählt, nicht etwa, weil sie sich als solche aufgrund ihrer Beschaffenheit anbieten – im Gegenteil. Handschuhleder eignet sich kaum als Schreibgrund, Glasinschriften können nur mit hohem Aufwand realisiert werden, lackiertes Eisenblech ist ein denkbar ungewöhnlicher Schriftträger. Es war vielmehr bereits Teil ihrer *Agency*, aus dem Strom

der Dinge herausgegriffen zu werden. Ihre Provenienz und potenzielle zukünftige Biografie ließen sie den menschlichen Akteur:innen aus unterschiedlichen Gründen als Träger eben dieser je spezifischen Texte zwingend erscheinen. Neben vielen anderen möglichen Gegenständen waren nur sie es, die ihre Umwelt derart affizierten, dass sie über den gewöhnlichen Gebrauch hinaus (auch noch) Teil eines Schreibakts wurden.

Die Hindernisse, die bei der Beschriftung beziehungsweise dem Bedrucken überwunden werden mussten, hat die Untersuchung aufgezeigt. Es handelt sich nicht um flüchtige Notizen auf auswechselbarem Schreibgrund. Der Text musste wohlbedacht und für den Raum, der zur Verfügung stand, abgemessen sein, Schreibfehler hätten kaum oder gar nicht ausgebessert werden können, Form und Oberfläche der Gegenstände forderten besondere Sorgfalt sowie spezifische Schreibtechniken oder Druckverfahren. Entsprechend der Varietät der Objekte war der Schreibakt ein je individueller, ein diffiziler Vorgang, der die bewusste Auseinandersetzung mit dem Schreibmaterial voraussetzte. Dabei schrieben die Objekte an ihrem Text mit, reflektiert der jeweilige Inhalt doch stets seinen Träger, während dieser auf den Text rekurriert.

Insbesondere bei der Beschriftung des Handschuhs und der Schreibzeuge, aber auch – wenngleich weniger ausgeprägt – bei der Veranlassung der Glasinschriften und des Seidendrucks spielten zudem performative Aspekte eine entscheidende Rolle. Es hat sich gezeigt, dass die Geste des Beschriftens auch ein Akt der Aneignung war. Die Objekte zu ergreifen, sie in Händen zu halten und sich ihnen einzuschreiben, implizierte eine Inbesitznahme, die mit der körperlichen Spur der Handschrift auf Dauer gestellt wurde. Dieser Vorgang ließ sich auch an den beiden geschliffenen Gläsern beobachten, mit dem Unterschied jedoch, dass die Damen Levetzow und Marianne von Willemer bei der Inskription professionelle Hilfe in Anspruch nehmen mussten und die solcherart personalisierten Objekte anschließend einer ausgewählten Person übereigneten – wiederum ein performativer Akt mit vielfältigen Implikationen und Effekten. Denn das performative Moment war mit dem Beschreiben nicht erschöpft.

Bei der Analyse des bedruckten Seidenbands, der Glasinschriften, des diskret beschrifteten Handschuhs und der exponierten Aufschriften der Schreibzeuge ist deutlich geworden, dass die ihnen eigene Schriftlichkeit nicht einfach zu einer materialimmanenten Eigenschaft geworden war beziehungsweise ist. Vielmehr korrespondierten Material und Graphe auf einer materiellen und semantischen Ebene derart miteinander, dass sowohl außertextuelle als auch textimmanente performative Strukturen entstanden. Den beschriebenen Objekten eignete dadurch eine *Agency*, die sie von den nicht schriftlich zugerichteten Sammlungsstücken unterschied, sie hatten und haben besondere Möglichkeiten, ihre Umwelt zu prägen, menschliche Akteur:innen zu affizieren und Handlungen zu veranlassen. So war das goldgelbe Seidenband mit seinem subtil ironischen Verweisspiel zwischen Text und Stoff ein handlungsstiftendes Accessoire im Kosmos west-östlicher Dichtung, die von Willemer und Goethe stets auch materiell reflektiert wurde. Ebenso evozierte das Karlsbader Glas seine Handhabung sowohl über Form und Material als auch durch den eingeschriebenen Appell der Rückbesinnung. Als

typischer Bestandteil tradierter Kurpraktiken und zugleich personalisiertes Souvenir forderte es Goethe zu seinem Gebrauch auf. Sich dieser Affordanz bewusst, zelebrierte Goethe den Akt des Erinnerns zugleich brieflich, sodass das Glas zum Akteur in einer elaborierten Andenkenkultur wurde und bis heute eine prominente Stellung in den Beständen der Klassik Stiftung Weimar innehat.

Ungleich intimer nahmen sich dagegen die Beschriftung und der Umgang mit den Damenhandschuhen aus, deren wenige noch lesbare Graphe zwar denselben Erinnerungshorizont aufrufen wie das Karlsbader Glas. Doch die Materialsemantik des weichen Leders, verbunden mit den soziokulturellen Implikationen dieses speziellen Erinnerungstücks, sprechen eine andere Sprache. Goethes körperliche Aneignung der Handschuhe durch seinen versteckt aufgebrachten Hinweis – »Carlsbad den 28 August« – korrespondiert mit der Analogie zwischen schreibender Hand und beschriftetem Stellvertreter einer solchen – dem rechten Handschuh. Haptik, Farbe, Form und mutmaßliche Provenienz dieses vormals körpernah getragenen Damenaccessoires luden nicht nur zur Berührung ein, sie forderten sie geradezu heraus. Als Souvenir bilden die Handschuhe das intime Pendant zum Karlsbader Glas, sie sind zugleich schriftliche und materielle Referenten eines Ortes, eines Tages und einer geliebten Person. Die wenigen klandestinen Schriftzeichen zeigen darüber hinaus auch, wie prekär das Verhältnis von Schriftträger und Schreibmaterial werden kann, wenn die ausgewählten Materialien nicht aufeinander abgestimmt sind, wenn zweihundert Jahre nach der Beschriftung nur noch moderne fototechnische Mittel sichtbar machen, was ohnehin nicht für die Öffentlichkeit bestimmt war.

Das Sprachpotenzial dieser goetheschen Objekte entfaltete sich in einer Kombination von Schreiben, Lesen und Berühren, Emergenz und Affektion, Affordanz und *Agency*; eine Beobachtung, die nicht zuletzt die überkommene Vorstellung der Souveränität des handelnden Subjekts gegenüber einer passiven materiellen Welt infrage stellt. Entscheidend für die Analyse jedes einzelnen Objekts war nicht nur die genaue Betrachtung der materiellen und textuellen Gegebenheiten, sondern auch seine jeweilige Kontextualisierung. Denn Goethes »Gespräch mit den Dingen« war immer eingebettet in Kulturpraktiken wie die des Erinnerns, Schenkens, Schreibens oder Forschens, die Objekte waren Akteure in einem Netzwerk, das dank der detaillierten Überlieferungen außerordentlich gut nachvollzogen werden kann. So ließen sich Objektverbünde und Aufbewahrungssituationen rekonstruieren, die weiteren Aufschluss über den Umgang mit den Gegenständen gaben. Je enger die Objekte in dieses Netz eingebunden waren, desto größer wurden ihr sprachlicher Radius, ihre Handlungsdispositive und ihr Einfluss. Umgekehrt intensivierten sie sich, je ungewöhnlicher die objekt eigene Verbindung von Schriftlichkeit und Materialität war.

Ähnliche Phänomene ließen sich an den von Wolfgang Maximilian von Goethe beschrifteten Gegenständen beobachten, auch wenn sie sich in einigen wesentlichen Aspekten von den zuvor genannten unterscheiden. Gemeinsam ist allen Objekten ihre

Einmaligkeit – Schrift und Material verbinden sich zu unikal Artefakten,¹ die bereits zur Goethezeit aus dem Strom der Dinge herausragten und dies bis heute tun. Wolfgang Maximilians schriftlich zugerichtete Objekte eint darüber hinaus eben dieser Umstand: Mit zum Teil ähnlichem Wortlaut hat er zahlreiche Objekte zu Schriftträgern gemacht, sie in einen gemeinsamen Zusammenhang gestellt und dadurch zu einer erkennbaren, wenn auch heterogenen Sammlung vereint.

Sowohl Goethes Objekte als auch die des Enkels besitzen einen Andenkencharakter. Während jedoch jene auf die Vergangenheit verwiesen und die Erinnerung daran zu dessen Lebzeiten aktualisierten, deuten diese auch in eine unbestimmte Zukunft. Durch ihre Präsenz dienten sie dem Enkel nicht nur als Erinnerungsstütze, sie waren darüber hinaus Botschafter ihrer selbst für alle mit dem Nachlass beschäftigten Personen und nachfolgenden Interessierten. Daher changieren ihre Beschriftungen zwischen notarieller Beglaubigung und persönlicher Notiz, sie verankerten die Gegenstände in dem wechselhaften Verlauf der Nachlassverwaltung und banden Wolfgang Maximilian von Goethe in die Familiengeschichte ein. Ihre Besonderheit liegt in der unbedingten Selbstreferenzialität, die durch die Wechselwirkung von struktureller und funktionaler Performativität der Aufschrift mit dem Gegenstand entsteht. Die Objekte wurden gleichsam Zeugen ihrer selbst, sie wiesen sich sprachlich und materialiter als Geschenke, Spielzeug oder Gebrauchsutensil aus, das in einem bestimmten, von Wolfgang Maximilian formulierten Zusammenhang stand. Oder anders formuliert: In ihnen fallen der schriftliche Verweis – »Geschenk des Apapas« usw. – und das, worauf verwiesen wird, in eins, sie sind Textträger und materielle Textreferenz zugleich.

An den schriftlich zugerichteten Objekten von Wolfgang Maximilian lässt sich zudem beispielhaft der Statuswechsel beobachten, den Gegenstände durchlaufen können. Vormals eingebunden in verschiedene, meist alltägliche Praktiken, wandelten sie sich mit der Beschriftung zu ausgewiesenen Zeugen bestimmter Ereignisse, Personen oder Rituale, zirkulierten in den unsicheren Prozessen der Nachlassverwaltung und Erbschaft und wurden schließlich Akteure in der musealen Inventarisierung, Bewahrung und Präsentation. Wie die Untersuchung zeigen konnte, schien Wolfgang Maximilian diese wechselvolle Zukunft zumindest in Teilen antizipiert zu haben und suchte mit seinen augenfälligen Schreibgesten auf den Prozess einzuwirken – mit unterschiedlichem Erfolg.

Denn auch das machte die Analyse der Objekte deutlich: Die (hand-)schriftliche Zurichtung erweitert die Sprachmacht eines Objekts um ein Vielfaches, doch ist sie eben nur ein Element unter vielen. Das Material des Schriftgrunds kann den Graphen zuarbeiten oder ihnen entgegenwirken, die Schreibgeste und das Geschriebene werden je nach Intensität ihrer performativen Eigenschaften mehr oder weniger nachhaltig wirken, die

¹ Dies gilt nach bisherigem Wissensstand ebenso für das bedruckte Seidenband, das potenziell mehrfach hätte fabriziert werden können.

intensive Einbettung eines Objekts in ein Netzwerk aus vielfältigen Akteur:innen verhilft auch dem retrospektiven Gespräch mit den Dingen zu einem besseren Verständnis, während Vereinzelung, Kontextlosigkeit und Überlieferungsbrüche eine Analyse der Sprachmacht des Objekts erschweren, wenn nicht gar verhindern.

Es ist deutlich geworden, dass es sich bei der Sprache der beschriebenen Objekte nicht allein um den semantischen Gehalt ihrer Graphe handelt; sie entsteht oder vielmehr potenziert sich im materiellen Zusammenspiel von Schriftzeichen und Schriftträger, resultiert aus Affekten und Emergenzen von Schreibgesten und Leseszenen, realisiert sich in performativen Strukturen und entfaltet sich in einem Netzwerk von Akteur:innen. Das Verständnis für die Sprache der in dieser Arbeit fokussierten Objekte wurde umso größer, je weiter der eigene wissenschaftliche Radius ausgedehnt wurde. Über den philologischen Ansatz hinaus waren materialtechnische Erkenntnisse aufschlussreich, Fachwissen etwa zu Drucktechniken, Kulturpraktiken und zur Museologie ermöglichte zudem ein breiteres epistemisches Spektrum. Theorien und Methoden der *Material Culture Studies* sowie der Praxeologie waren essenziell, um der Varietät und Individualität der schrifttragenden Artefakte gerecht zu werden, mithin um das literaturwissenschaftliche *Close Reading* der Objekte anschlussfähig zu machen. Nicht zuletzt hat dieses Forschungsprojekt einigen der Sammlungsgegenstände der Klassik Stiftung Weimar (neue) Aufmerksamkeit beschert, konnte Wissenslücken offenlegen und einige davon schließen, indem Zusammenhänge aufgezeigt wurden, wie sie etwa zwischen den beschrifteten Gegenständen von Wolfgang Maximilian bestehen – Erkenntnisse, die in die museale Dokumentation eingeflossen sind. Wenig überraschend und dennoch bemerkenswert vielseitig ist Goethes eigener elaborierter Umgang mit Schriftgut jeglicher Art, der auf den ersten Blick wenig mit seinem kanonisierten schriftstellerischen Schaffen zu tun hat, sich bei näherer Betrachtung jedoch nahtlos in sein von Literarizität bestimmtes Leben einfügt.

Im Rahmen dieser Arbeit wurde ein Schlaglicht auf die enorme Bandbreite schriftlich zugerichteter Objekte in den Beständen der Klassik Stiftung Weimar geworfen. Viele weitere interessante Gegenstände harren noch der näheren Betrachtung, so etwa ein beschrifteter Papyrusstab, abgeschnittene Locken, deren Papierhüllen die Namen der Spenderinnen tragen, oder ein zerbrochenes Gipsmedaillon mit dem Konterfei Napoleons, auf dessen zusammengesetzte Scherben im Nachhinein der anscheinend denkwürdige Anlass des Zubruchgehens geschrieben wurde.

Trotz der Vielfalt der hier betrachteten Objekte und aller weiteren schriftassoziierten Gegenstände in den Sammlungen, können mit den Mitteln der Literatur- beziehungsweise Sprachwissenschaft gemeinsame Strukturen in den Text-Material-Geweben sichtbar gemacht werden. Tatsächlich kann ein kritischer philologischer Blick bei entsprechender transdisziplinärer Aufgeschlossenheit viel zur Objektforschung beitragen. Vice versa öffnet sich der Philologie ein ganzer Kosmos neuer Untersuchungsgegenstände, wenn sie den Blick über die kanonisierten schrifttragenden Medien hebt und sich auf ein Gespräch mit den Dingen einlässt.



Bedruckte Seidenbänder, gravierte Gläser, beschriftete Handschuhe, signierte Schreibwerkzeuge, Notizzettel zu kuriosen Einzelstücken, Unterschriften auf Untertassen – diese so unterschiedlichen Objekte in Goethes Nachlass eint ihr besonderes Verhältnis zu Schrift. Bei näherem Hinsehen offenbaren die scheinbaren Nebensachen ein performatives Potenzial, das sich in der Wechselwirkung von Materialität und Schriftlichkeit entfaltet.

So entsteht eine Sprache der Objekte, die durch die Interaktion von Schriftzeichen, Materialesemantiken, Oberflächenstrukturen, Formgebung und Handlungsdispositiven wahrnehmbar ist. Eingebunden in Praktiken des Schenkens, Erinnerns und Sammelns erzählen die beschriebenen Objekte dabei nicht einfach ihre Geschichte(n), vielmehr wird deutlich, wie sie das Leben im Haus am Frauenplan in Weimar mitgestalteten, bis hin zu ihrer gegenwärtigen Rolle als Sammlungsgegenstände der Klassik Stiftung Weimar.

SANDSTEIN